Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Januar 1875.

Katholische Missionsanstalten.

In jüngster Zeit ist wiederholt davon die Rede gewesen, in Deutschland ein Seminar zur Ausbildung von Weltpriestern für die auswärtigen (Heiden-) Missionen zu gründen. Der Gedanke ist gewiß ein so glücklicher und richtiger, daß es uns durchaus nicht wundern kann, wenn der heilige Vater nicht weniger als der Cardinalpräfect der Propaganda ihre Billigung des Planes ausgesprochen haben. Ob allerdings gegenwärtig der Zeitpunkt für dessen Ausführung sich eigne — nicht jeder gesperrte Priester hat schon den Beruf für die auswärtigen Missionen — ist eine zweite Frage, in deren Beantwortung sich sehr verschiedene Ansichten geltend machen können. Ohne uns auf eine Besprechung derselben einzulassen, glauben wir im Interesse der Missionen zu handeln, wenn wir darzulegen versuchen, was in anderen Ländern zur Ausbildung der Missionäre geschieht. Italien, Frankreich, Belgien, England haben blühende Seminarien, von denen die meisten selbständig mehrere Missionsgebiete verwalten; das katholische Deutschland hingegen und Österreich besitzen bisher — unseres Wissens — nur ein Seminar zur Ausbildung jener Priester, die sich den ausgewanderten Deutschen in Amerika widmen wollen. Indem wir die Geschichte jener Seminarien und ihrer Erfolge kurz skizziren, wird vielleicht manches Vorurtheil fallen, das sich noch geltend machen könnte, wenn unsere deutschen Bischöfe den Zeitpunkt zur Errichtung eines deutschen Missionsseminars für gekommen erachten. Wir beginnen heute mit dem jüngsten der ausländischen Missionsanstalten, mit dem Londoner Seminar. Die Lage der englischen Kirche ist anscheinend für ein solches Unternehmen höchst ungünstig; Eifer und Beharrlichkeit aber haben über alle Schwierigkeiten gesiegt.

1. Das St. Josephs-Seminar und die Negermission in den Vereinigten Staaten.

Der große nordamerikanische Bürgerkrieg hatte die vollständige Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zur Folge. Für die 4—5 Millionen Neger, die so lange im Elend geschmachtet hatten, war damit aber nur wenig erreicht; im Gegentheil könnte es scheinen, als ob diese zu Gunsten der Neger getroffene Maßregel ihnen nur zum Schaden gereichen würde, indem dieselben plötzlich und ohne alle Vorbereitung auf sich selbst allein angewiesen und damit der größten Gefahr der Verwilderung ausgesetzt waren. In der That sind auch nach Allem, was man vernimmt, die Früchte der Emancipation bisher wenig segensreich gewesen. Es war Niemand da, welcher die der Freiheit Wiedergegebenen den rechten Gebrauch von dieser Freiheit machen lehrte. Zwar wurden von protestantischen Sekten und namentlich von den Methodisten Sendboten genug ausgeschickt und Traktätchen nebst Bibeln in Masse ausgetheilt, auch nicht wenige Neger von ihnen angelockt, aber für die wahre Civilisation war dadurch nichts gewonnen, daß ein großer Theil der ehemaligen Sklaven jetzt an den scan-

daloſen Campmeetings theilnahm und daß die ſchwarzen Prediger in denſelben ärger lärmten als ihre weißen Methodiſtenbrüder. Die katholiſchen Prieſter der Vereinigten Staaten waren mit der Seelſorge der ſtets in größerer Anzahl einwandernden Weißen ſo überladen, daß es ihnen auch beim beſten Willen unmöglich war, ſich der Schwarzen ernſtlich anzunehmen. Das Provincial-Concil von Baltimore im Jahre 1866 anerkannte und bedauerte tief dieſe traurige Lage, konnte aber nichts thun, als einen warmen Hilferuf an die katholiſche Welt richten. Indeſſen hatte die göttliche Vorſehung bereits dieſe Hilfe vorbereitet. Während noch der amerikaniſche Bürgerkrieg wüthete, hatte der jetzige Biſchof von Salford (Mancheſter), Mſgr. Herbert Vaughan, an die Gründung eines engliſchen Miſſionsſeminars gedacht. Sein Plan war, nach dem Vorbild der in Italien und Frankreich beſtehenden Anſtalten eine Genoſſenſchaft von Weltprieſtern zu gründen, die ſich zur Miſſion unter den Heiden und zwar zunächſt unter den Negern der Vereinigten Staaten verpflichten ſollten. Er wollte dieſelbe unter den Schutz des hl. Joſeph ſtellen und zugleich wünſchte er, daß ſich ihre Mitglieder auf eine ſpecielle Weiſe dem Dienſte des göttlichen Herzens widmeten. Daher der Name, den er für ſeine zu gründende Genoſſenſchaft wählte: S. Joseph's Foreign Missionary Society of the sacred heart. Als er dieſen Plan dem damaligen Erzbiſchof von Weſtminſter, dem um die engliſche Kirche ſo hochverdienten Cardinal Wiſeman, vorlegte und ihn um deſſen Billigung erſuchte, ſchrieb ihm dieſer: „Ich habe Ihnen ſchon mündlich mitgetheilt, daß lange bevor Sie mir von ihrem Projekte ſprachen, nämlich am Vorabend meiner biſchöflichen Weihe, ein Mann, den die Kirche ſeither als „Diener Gottes" anerkannt hat [1], mit feurigen Worten in mich drang, mich für die Errichtung eines Miſſionsſeminars zu verwenden. Stets habe ich gewünſcht, dieſen Gedanken verwirklichen zu können; aber ich ſah keinen Weg, an ſeine Ausführung zu gehen, bis Ihr Vorſchlag, ſich dem Werke zu widmen, mir zeigte, daß die Zeit gekommen ſei." Es war dieſes im Jahr 1863; in ſeinem Vorſatz durch dieſe Beiſtimmung des Cardinals Wiſeman und des ganzen engliſchen Epiſkopates ſowie durch den Segen des heiligen Vaters geſtärkt, begann Mſgr. Vaughan die Mittel zur Gründung zu ſammeln.

Man darf nur nicht glauben, daß ein Miſſionsſeminar mit geringen Mitteln, etwa mit einigen tauſend Thalern, gegründet werden kann. Es handelt ſich ja bei einer ſolchen Anſtalt nicht bloß um die Erziehung und Bildung einiger Jünglinge für ein paar Jahre, ſondern — ſoviel möglich — ſoll das Miſſionsſeminar im Stande ſein, den Unterhalt der von ihm ausgeſendeten Miſſionäre zu beſtreiten und für deren Alter, wenn ſie nicht mehr arbeiten können, zu ſorgen. Die von den Miſſionsgeſellſchaften den einzelnen Vikariaten überwieſenen Summen reichen ja nicht im Entfernteſten für alle Bedürfniſſe der Miſſion aus. Noch im nämlichen Jahre 1863 trat Mſgr. Vaughan eine große Reiſe durch Nord- und Südamerika an, um ſich Hilfsquellen zu eröffnen; eine Summe von *M.* 220,000, d. h. ein Kapital, welches zum beſtändigen Unterhalt von 11 Mitgliedern der Genoſſenſchaft hinreichte, war das glänzende Reſultat ſeiner dreijährigen Reiſe; hauptſächlich hatten Californien, Chile, Peru und Braſilien dazu beigeſteuert.

[1] Der ehrw. Pallotti, ein römiſcher Prieſter, iſt gemeint, deſſen Beatificationsproceß eingeleitet iſt.

Bei ſeiner Rückkehr im Jahre 1863 erhielt Dr. Vaughan von einem engliſchen Wohlthäter ein Grundſtück von etwa 80 Morgen zu Mill Hill bei London geſchenkt, und dort eröffnete er in einem auf dieſem Grundſtücke befindlichen Hauſe das neue Seminar am Feſte des hl. Joſeph (19. März) 1867. Allerdings hatte er für den Anfang nur einen einzigen Zögling, aber nach zwei Jahren war die Zahl bereits ſo geſtiegen, daß das bisherige Haus zu klein war und man an den Bau eines neuen Seminars denken mußte. Am 29. Juni 1869 wurde der Grundſtein gelegt; mehrere engliſche Biſchöfe und Prälaten hatten ſich zu der Feier eingefunden, welcher Mſgr. Manning präſidirte. Unmittelbar bevor der Stein in die Erde geſenkt wurde, wendete ſich der hochwürdigſte Erzbiſchof von Weſtminſter an die Verſammelten, um ihnen die Bedeutung dieſer Feier zu erklären. Die Errichtung dieſes Seminars, ſagte er, ſei ein Verſuch, all' das Übel wieder gut zu machen, das England auf der Erde anrichte, indem es unter den Heiden die Laſter der Civiliſation einführe und die Häreſie und das Schisma predige. Die Spanier und Portugieſen hätten bei allen ihren Koloniſirungen die Verbreitung des Chriſtenthums ſtets als eine Hauptaufgabe betrachtet und deßhalb ließen ſie auch überall chriſtliche Gemeinden zurück. Wenn die Engländer dagegen ſich heute aus allen ihren Kolonien zurückzögen, ſo würden Ruinen und die Nacht des Irrthums die einzigen Zeugen ihrer früheren Anweſenheit ſein. Die engliſchen Katholiken müßten daher gut zu machen ſuchen, was ihre proteſtantiſchen Landsleute gefehlt hätten. Am 1. März 1871 wurde das Haus benedicirt und bezogen; im romaniſchen Style aufgeführt, bietet es hinreichende Räumlichkeit für 70 Zöglinge. Am 19. März des nämlichen Jahres wurde dann der Grundſtein zu einer Kirche gelegt, die ein Denkmal der Liebe und Verehrung der engliſchen Katholiken gegen den hl. Joſeph werden ſollte. Während des Vaticaniſchen Concils hatte der heilige Vater auf den Wunſch der verſammelten Biſchöfe den hl. Joſeph zum beſonderen Patron der Geſammtkirche erwählt; in Folge deſſen faßte Mſgr. Vaughan den Entſchluß, in der Nähe des neuen Miſſionshauſes eine Kirche zur Erinnerung an dieſes Ereigniß zu erbauen. Seinem begeiſterten Aufrufe entſprachen die engliſchen Katholiken ſo bereitwillig, daß das im Jahre 1871 begonnene herrliche romaniſche Gebäude jetzt ſchon vollendet daſteht; im Monat April 1874 fand die feierliche Conſecration durch den hochwürdigſten Erzbiſchof von Weſtminſter in Gegenwart dreier anderer engliſchen Biſchöfe ſtatt.

Wie wir oben ſagten, hatte Dr. Vaughan im Jahre 1866 mit der Ausbildung von Miſſionären begonnen; im Jahre 1871 konnte derſelbe dem heiligen Vater ſeine erſten Zöglinge als Miſſionäre zur Verfügung ſtellen und um Überweiſung einer Miſſion bitten. Pius IX., hoch erfreut über den glücklichen Fortgang des Unternehmens, wies den engliſchen Miſſionären vom heiligſten Herzen, dem Wunſche ihres Stifters entſprechend, als erſtes Feld der Thätigkeit die in den Vereinigten Staaten Nordamerika's lebenden Neger an. Am 17. November 1871 präſidirte Mſgr. Manning der Abreiſefeierlichkeit der vier erſten Prieſter. Dieſelben waren mit Genehmigung des heiligen Stuhles auf den Titel der Heidenmiſſion geweiht worden, nachdem ſie ſich zuvor zum Gehorſam gegen die Congregation der Propaganda und gegen die Obern der Congregation der engliſchen Miſſionäre verpflichtet und verſprochen hatten, die ihnen angewieſene Miſſion nur auf Befehl ihrer Oberen zu verlaſſen. Be-

vor die jungen Missionäre nun das Haus verließen, in welchem sie ihre Ausbildung empfangen, legten sie folgendes Gelübde ab: „Um reichere Früchte zu wirken, verspreche und gelobe ich, der Vater und Diener der Neger zu sein, und nie etwas zu unternehmen, das mich irgendwie der Gefahr aussetzen könnte, die Sorge für die Neger zu vernachlässigen oder aufzugeben.“ Gestärkt durch den Segen des heiligen Vaters, begleitet von den Wünschen des gesammten Episkopates Englands und im Vertrauen auf das Gebet ihrer katholischen Mitbrüder reisten sie unter der Führung Msgr. Vaughans am nämlichen Tage nach Baltimore ab, wo sie Anfang December glücklich eintrafen. Selten wurden Missionäre freudiger empfangen, als diese „Väter und Diener der Neger“. Die Bischöfe und Erzbischöfe beeilten sich, ihrer Freude theils durch Begrüßungsschreiben an die ankommenden Missionäre, theils durch Hirtenbriefe Ausdruck zu geben.

„Die Erzdiözese von Baltimore nimmt Sie mit offenen Armen auf,“ rief ihnen Msgr. Spalding entgegen, „und es unterliegt keinem Zweifel, daß alle meine Mitbischöfe im ganzen Lande Ihnen ein ebenso herzliches Willkommen zurufen als ich.“ Nachdem er dann hinzugefügt, daß ihre Arbeit zwar eine mühsame aber auch eine verdienstvolle sein werde, schließt er mit den Worten: „Vom innersten Grunde meines Herzens also wünsche ich Ihnen einen glänzenden Erfolg in Ihrem schweren, ja gigantischen Unternehmen, denn es handelt sich ja darum, 5 Millionen Seelen zu retten, 5 Millionen, die dem unbefleckten Herzen Mariä so theuer sind, weil sie mit dem heiligsten Blute



St. Edmunds-Colleg in England.

des Herzens Jesu erkauft wurden.“ „Wir begrüßen mit Freuden,“ schrieb Msgr. Purcell, Erzbischof von Cincinnati, an seine Heerde, „den Stern von Osten, welcher uns die zuversichtliche Hoffnung gewährt, daß die Farbigen der Ver. Staaten zur Erkenntniß und Liebe des Erlösers gelangen werden. Dieser Stern ging auf in England und leuchtet hinüber nach dem Westen. England hat hier einst den Sklavenhandel begonnen und Amerika ihn fortgesetzt; die beiden Länder vereinigen sich jetzt, dem armen afrikanischen Volke eine späte Gerechtigkeit angedeihen zu lassen — eine späte aber hoffentlich eine wirksame. Der hochwürdigste Herr Vaughan, dessen britische Vorfahren ehemals durch einen Papst dem Heidenthum und der Sklaverei entrissen wurden, hat den glücklichen Gedanken gefaßt, eine Genossenschaft von Missionären in London zu gründen mit dem doppelten Zweck, den Millionen Heiden, die den Namen unseres Erlösers nicht einmal kennen, das Evangelium zu predigen, und die Millionen Freigelassener in unserem Lande, die gar keine oder nur eine höchst unvollkommene Kenntniß von der Wichtigkeit des Seelenheiles besitzen, zu unterrichten und zu heiligen. Dieses Werk ist ein erhabenes, würdig des göttlichen Herzens, dem es geweiht ist, würdig des hl. Josephs, des Patrons der Gesammtkirche, unter dessen besonderem Schutz es begonnen wird. . . . . Möchten doch jene, welche den Werth der Seele kennen, durch alle Mittel die apostolischen Arbeiten dieser opferwilligen Missionäre unterstützen.“

Ähnlich sprachen sich der Erzbischof von Orleans, die Bischöfe von Mobile, Savannah, St. Augustin (Florida), Richmond (Nord-Karolina) u. s. w. aus. Der Erzbischof von Baltimore aber begnügte sich nicht mit dieser warmen Begrüßung, sondern wies den ankommenden Missionären sogleich die für die

Neger zu Ehren des hl. Franz Xaver in Baltimore erbaute Kirche an. Die 50,000 in Baltimore lebenden Schwarzen waren so der nächste Gegenstand ihres Seeleneifers und alsbald begannen sie ihre Arbeiten mit rastlosem und erfolgreichem Fleiße.

Es ist eine alte Ansicht, daß die schwarze Race wenig bildungsfähig und deßhalb die auf ihre Bekehrung verwendete Arbeit großentheils verloren sei. Glücklicher Weise haben sich die katholischen Missionäre niemals dadurch abhalten lassen, ihre Kräfte diesen Unglücklichen zu widmen, und durch ihre Erfolge haben sie dargethan, daß diese alte Ansicht nur ein altes Vorurtheil sei. Wir brauchen bloß an den sel. Petrus Claver und dessen Arbeiten zu erinnern, um zu beweisen, wie fern von aller Begründung jene thörichte Ansicht sei. Verlangt man aber ein neues Zeugniß, so berufen wir uns auf den letztjährigen Missionsbericht des unermüdlichen P. Fr. Xav. Weninger, welchen eine mehr als zwanzigjährige Missionsthätigkeit in den Vereinigten Staaten zu einem competenten Urtheile wohl hinreichend befähigt.

„Daß die jungen Neger ebenso gut, wie die Weißen erzogen und gebildet werden können, das beweisen unwidersprechliche Thatsachen. Die Schwestern von Notre-Dame in Cincinnati, welche die Mädchenschulen leiten, erklärten wiederholt, daß sie in Bezug auf Lernfähigkeit keinen Unterschied zwischen den Negerkindern und den Kindern der Weißen zu bemerken vermöchten. Im Gegentheile schienen die Negerkinder für den mündlichen Vortrag und für die Arithmetik noch bevorzugt zu sein. Die öffentlichen Prüfungen in der Mozart-Halle bestätigten dieses Resultat zum großen Erstaunen der Anwesenden. Meine



St. Josephs-Seminar für die auswärtigen Missionen (Mill Hill bei London).

neuesten Erfahrungen im Süden geben derselben Thatsache ein entschiedenes Zeugniß. Sehr viele Neger sprechen geläufig drei Sprachen: englisch, französisch und spanisch. Ich hatte bei vernachlässigten Weißen mehr Mühe, um sie zur heiligen Communion vorzubereiten, als bei manchen erwachsenen Negern."

Die wenigen Jahre, welche die Zöglinge des St. Josephs-Seminars in Amerika zugebracht, haben ihnen dieselbe Überzeugung gewährt. „Die Schwarzen sind," schreibt einer derselben, „von Natur aus zur Frömmigkeit und Religion geneigt; sie sind unberührt von jenem geistigen Hochmuth, der der modernen Gesellschaft ein Brandmal aufgedrückt hat. Kein Werk kann dem göttlichen Herzen angenehmer sein, als die Predigt des Evangeliums unter diesem einfachen und glaubenswilligen aber verachteten und verstoßenen Volke." Der Erfolg übertraf aber noch weit ihre Hoffnungen. Im September 1873 schrieb einer der Missionäre in seinem Bericht: „Die Bekehrungen unter den Farbigen sind sehr zahlreich; auch ist es uns gelungen, verschiedene Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten zu ihrem Besten in's Leben zu rufen. Das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Neger, welche sich jetzt rühmen, „ihre eigenen Priester" zu haben, zeigt sich auf wahrhaft rührende Weise in der kindlichen Bereitwilligkeit, mit welcher sie den Worten der Missionäre Glauben schenken und sich bemühen, dieselben zu befolgen."



Msgr. Chadwick, B. v. Hexham u. Newcastle. — Msgr. H. Vaughan, B. v. Salford. — Msgr. Danell, B. v. Southwark. — Msgr. O'Reilly, B. v. Liverpool.

Msgr. Amherst, B. v. Northampton. — Msgr. Clifford, B. v. Clifton. — Msgr. J. Brown, B. v. Shrewsbury. — Msgr. T. J. Brown, B. v. Newport u. Menevia. — Msgr. Manning, Erzb. v. Westminster. — Msgr. Ullathorne, B. v. Birmingham. — Msgr. Roskell, B. v. Nottingham. — Msgr. W. Vaughan, B. v. Plymouth. — Msgr. Cornthwaite, B. v. Beverley.

Der katholische Episcopat Englands.

Obgleich die kleine Mission nach wenigen Monaten schon durch einen herben Verlust heimgesucht wurde, indem der ihr von Msgr. Vaughan gesetzte Obere, P. Corn. Dowling, als Martyrer der Liebe am Typhus erlag, so arbeiteten die jungen Priester dennoch muthig voran. Weil die St. Francis Xavers-Kirche für die große Anzahl Neger, die sich in den Gottesdienst drängten, nicht mehr ausreichte, übernahmen sie im Jahre 1873 noch eine zweite Kapelle, die früher den Baptisten als Versammlungslokal gedient hatte. Glücklicher Weise konnte ihnen auch das St. Josephs-Seminar sowohl im Jahre 1873 als 1874 neue Arbeiter senden. Dadurch wurde es dann möglich, daß die Missionäre daran dachten, eine höhere Schule für die Schwarzen zu eröffnen, die erste katholische Anstalt, welche in den Vereinigten Staaten für einen solchen Zweck gegründet wurde. Leider waren sie aber nicht im Stande, die Einladungen vieler anderer Bischöfe anzunehmen, welche sehnlichst darnach verlangen, daß auch in *ihren* Diözesen die Priester des St. Josephs-Seminar ihr segensreiches Wirken für die Schwarzen beginnen. Denn die Zahl der Mitglieder der jungen Genossenschaft ist noch zu gering, und wenn es auch nicht an Solchen fehlt, die sich den Missionen widmen wollen, so reichen die Mittel zur Ausbildung aller Derer, die sich melden, nicht aus. Zur Zeit befinden sich, außer den Professoren, gegen 30 Mitglieder im St. Josephs-Seminar, welche sich theils noch durch die philosophischen, theils durch die theologischen Studien auf ihren Beruf vorbereiten. Bevor sie eine der höheren Weihen empfangen, müssen sie sich verpflichten, sich der Mission zu widmen, und bevor sie ausgesendet werden, legen sie das Gelübde ab, „die Väter und Diener der Neger“ zu werden. Außer diesen für den Priesterstand Bestimmten nimmt die Genossenschaft auch Brüder an, welche als Lehrer unter den Negern zu wirken berufen sind. Verschiedene Nationen sind zu Mill Hill vertreten und auch Deutschland hat ein kleines Contingent gestellt. Einzelne englische Katholiken haben zwar, wie aus dem Jahresbericht der Anstalt erhellt, ihr Mißfallen darüber ausgesprochen, daß das Werk aufhöre, ein englisches zu sein, da so wenige Engländer und so viele Ausländer Aufnahme fänden. Allein mit Recht antwortete der Bericht, nachdem er constatirt hat, daß nur wenige Engländer sich meldeten: „Wenn Millionen von Seelen zu Grunde gehen, können wir nicht warten, bis Engländer sich melden. Wir werden stets mit offenen Armen alle Jünglinge aufnehmen, welcher Nationalität sie auch angehören mögen, wenn sie zu uns kommen und bereit sind, Alles aufzuopfern, um Seelen zu gewinnen.“ Wir finden diese Antwort wirklich katholisch und sie erscheint uns um so anerkennenswerther, als einige der ausländischen Missionsseminarien auf unsere Anfragen eine Engherzigkeit in dieser Beziehung an den Tag legten, die wir nicht billigen können.

Am 27. September 1872 wurde der Gründer der Genossenschaft als Bischof von Salford (Manchester) präconisirt; diese neue Würde indessen, weit entfernt, ihm in der Oberleitung der jungen Stiftung hinderlich zu sein, bot ihm neue Mittel, sie zu fördern und zu kräftigen. Das im Juli 1873 im St. Edmunds-Colleg abgehaltene vierte Provinzialconcil der Provinz Westminster bot ihm erwünschte Gelegenheit, sein Seminar dem Schutze des Gesammtepiskopats Englands zu empfehlen, ein Schutz, der um so leichter versprochen wurde, als von Anfang an alle englischen Bischöfe sich mit dem größten Eifer dieses schönen Werkes angenommen hatten. Hoffen wir, daß diese neue Genossenschaft, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon so glückliche Erfolge erzielt hat, immer größere Ausdehnung gewinne und den verlassenen Negern zahlreiche Apostel zu senden vermöge![1]

Madagaskar.

1. Land und Leute.

Neben Borneo und Neu-Guinea gehört Madagaskar zu den größten Inseln der Erde. Durch die Straße von Mozambique von Afrika getrennt, erstreckt es sich parallel der Ostküste dieses Erdtheiles auf eine Länge von 215 deutschen Meilen (11° 57′ bis 25° 45′ S. Br.), d. h. weiter als von Hamburg nach Neapel. Seine Breite entspricht jedoch dieser Länge nicht ganz, durchschnittlich beträgt sie etwa 47 Meilen; dennoch übertrifft der Flächenraum der Insel (10,751 Q.-M.) die Ausdehnung des deutschen Reiches um ein Zehntel. Indessen ist sie sehr wenig bevölkert; die Seelenzahl wird kaum 4 Millionen erreichen.

Den Europäern wurde Madagaskar zuerst unter dem Namen „Magastä“ durch Marco Polo gegen Ende des 13. Jahrhunderts bekannt. Der berühmte Venetianer hatte aber die Insel nicht selbst besucht; der erste Europäer, welcher sie betrat, war der Portugiese Lorenzo Almeido, Vicekönig von Indien um 1506. Nach ihm wurde sie lange Zeit hindurch Lorenzinsel genannt. Ihr Reichthum an tropischen Erzeugnissen veranlaßte die Portugiesen zu vielfachen Kolonisationsversuchen; aber ihnen so wenig als später den Franzosen gelang es, festen Boden zu fassen, und erst in diesem Jahrhundert ist Madagaskar den Europäern zugänglich und genauer bekannt geworden.

Von der See aus gewährt Madagaskar einen pittoresken Anblick; die Insel gleicht einer ungeheuern Festung, die aus mehreren aufeinander gethürmten Gebirgen erbaut ist. In der That steigt sie aus den oft sumpfigen und seenreichen Küstenebenen, im Westen terrassenförmig, im Osten fast mauerartig, zu den von rothem Thon gebildeten, waldlosen, aber nach Art der Prairien Nordamerika's mit reichem Graswuchs bedeckten Hochebenen empor, über welchen sich beinahe in der ganzen Länge der Insel das Ambohitsmena- (oder rothe) Gebirge theilweise bis zur Höhe von 10—12,000 Fuß erhebt. Die Küstenebene sowohl, welche durchgehends eine Breite von 10 bis 15 Meilen hat, als auch die sicheren Abhänge und Thäler des Gebirges zeigen eine so staunenswerth üppige Vegetation, daß ein bedeutender Botaniker des vorigen Jahrhunderts den Ausspruch that, Linné würde auf Madagaskar 10 Ausgaben seines Pflanzensystems haben abfassen können, ohne die Flora zu er-

[1] Deutsche Jünglinge, welche sich für die Mission unter den Negern in den Ver. Staaten berufen fühlen, erfahren Näheres über die Bedingungen für ihre Aufnahme im St. Josephs-Seminar von Rev. Canon Benoit, Rector of St. Joseph's Seminar Mill Hill London N. W.

schöpfen. Merkwürdiger Weise stimmt weder Flora noch Fauna mit der des benachbarten Continents zusammen, sondern hat im Ganzen mehr den Charakter des entfernteren Kaplandes und es fehlt auch durchaus nicht an Anklängen an das ferne Australien. „Ungemein reich ist die Insel an den kolossalsten Bäumen für Schiffsbau, an Arzneigewächsen, an Farbehölzern (ganze Wälder bilden der Ebenholzbaum im nördlichen Theile der Insel und das rothe Sandelholz), an den für feine Tischlerarbeiten dienlichen Hölzern, z. B. dem Rosen-, Benzoin- und Adlerholz, an zahlreichen Ölpflanzen, an Copalharzbäumen, die ebenfalls in ganzen Wäldern sich vorfinden, an zahlreichen Gewürzpflanzen mannigfacher Art, vortrefflichem Reis, der das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bildet und in 15 Arten in allen Erhebungen des Terrains vom sumpfigen Küstenstrich bis zur trockenen Hochebene kultivirt wird, an ausgezeichneter Baumwolle, eßbaren Arums, Bataten, Maniok und an einer Fülle der schönsten baumartigen Farren, Lianen und Orchideen. Ferner ist eines der nützlichsten Gewächse der Sagus ruffia, dessen Fasern einen Haupttheil für die Kleidungsstoffe der Eingeborenen bilden. Von den eingeführten Gewächsen gedeihen Granaten, Orangen, Citronen, Feigen, Wein (auf dem Plateau) ebenso gut wie die Kartoffel und der Kaffebaum. Nicht minder reich ist Madagaskar an Produkten der Thierwelt, obwohl die auf dem benachbarten Continente so häufigen Elephanten und Rhinoceros, sowie die großen Raubthiere gänzlich fehlen. Dafür besitzt Madagaskar ausgezeichnetes Rindvieh, darunter Buckelochsen, Schafe mit Fettschwänzen, wilde Büffel in Heerden und wilde Schweine in Fülle; zahlreiche Vögel mit dem schönsten Gefieder, die prächtigsten Schmetterlinge, Cochenille, Seidenraupen, phosphorescirende Fliegen u. s. w., aber auch ungeheure Schlangen und sehr große, in allen Flüssen und Seen äußerst zahlreiche Krokodile.“ (Gumprecht.)

Das Klima ist höchst verschieden; während es auf den Hochebenen des Innern und in den Gebirgen gemäßigt und gesund ist, ist es in der Küstenebene, namentlich an der Ostküste, an welcher sich die einzigen guten Häfen finden, drückend heiß und zugleich ungemein ungesund, indem die Hitze in den zahlreichen Sümpfen und stehenden Gewässern miasmatische Dünste entwickelt. Daher kommt es, daß die oft wiederholten Kolonisationsversuche der Europäer stets scheiterten und die Insel den Namen „Kirchhof der Europäer“ nicht ohne Grund erhielt. Wenn man dem Könige Radama I. (1810—1828) rieth, Festungen anzulegen und europäische Offiziere zur Ausbildung seiner Truppen kommen zu lassen, um den Europäern gewachsen zu sein, pflegte er zu antworten: „Ich habe zwei Generäle, Haso und Faso, die es mit allen europäischen Generälen aufnehmen.“ Haso heißt der Urwald und Faso das Fieber. In der That war die Insel von diesen beiden Wächtern gut beschützt und dieses um so mehr, als sich die Insulaner wohl hüteten, Wege anzulegen, die fremden Truppen das Eindringen in's Land hätten erleichtern können. Was von Wegen etwa vorhanden war, wurde vielmehr ganz zerstört. „In keinem Lande der Welt,“ meint Sibrée, „reist man wohl, wie in Madagaskar, denn es existirt auch nicht ein einziger Weg im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes.“ Für so schlimm hält nun zwar die vielgereiste Ida Pfeiffer die Sache nicht; im Gegentheil will sie im Innern Java's noch elendere Wege gefunden haben als in Madagaskar, aber schlimm genug ist es auch nach ihr; daher sind denn auch Fuhrwerke irgend einer Art in Madagaskar vollständig unbekannt, und die einzige Art und Weise zu reisen besteht für Jene, welche nicht zu Fuß gehen können, darin, daß sie sich tragen lassen.

„Die hier gebräuchliche Sänfte,“ schreibt ein Missionär, „deren auch wir uns bedienen müssen, da wir auf diesen elenden Pfaden keine längere Reise zu Fuß machen können, zeigt Ihnen beifolgende Abbildung besser, als eine Beschreibung es thun könnte. Wenn der Missionär auf diesem Tragsessel sitzt, kann er sein Brevier ziemlich leicht beten. Wie schlecht auch die Wege sind, er braucht keinen Unfall zu fürchten; die Träger (Maramito genannt) sind so stark und geschickt, daß sie alles Vertrauen verdienen. Man kann sich kaum schlechtere und gefährlichere Wege denken, als der von der Küste zur Hauptstadt führt, und doch hört man nie, daß einem Reisenden ein Unglück zugestoßen sei. Die Zahl der Träger einer Filandschana (so heißt hier die Sänfte) wechselt je nach der Länge der Reise; von der Küste zur Hauptstadt, d. h. für eine Reise von 7—8 Tagen, nehmen unsere Patres gewöhnlich 8, zuweilen nur 6 Träger; überhaupt braucht man 6 Träger wenigstens, wenn man eine auch nur vier Stunden entfernte Gemeinde besuchen und am nämlichen Tage noch zurückkehren will. Obgleich wir so einfach reisen, als nur möglich, kosten diese Reisen doch immer ziemlich viel; die protestantischen Prediger thun es nicht so einfach. Wo wir uns mit 4 oder höchstens 6 Trägern begnügen, nehmen sie deren 12; einige Offiziere haben ihrer zuweilen 30; das sieht großartig aus und macht auf das gewöhnliche Volk einen nicht geringen Eindruck.“

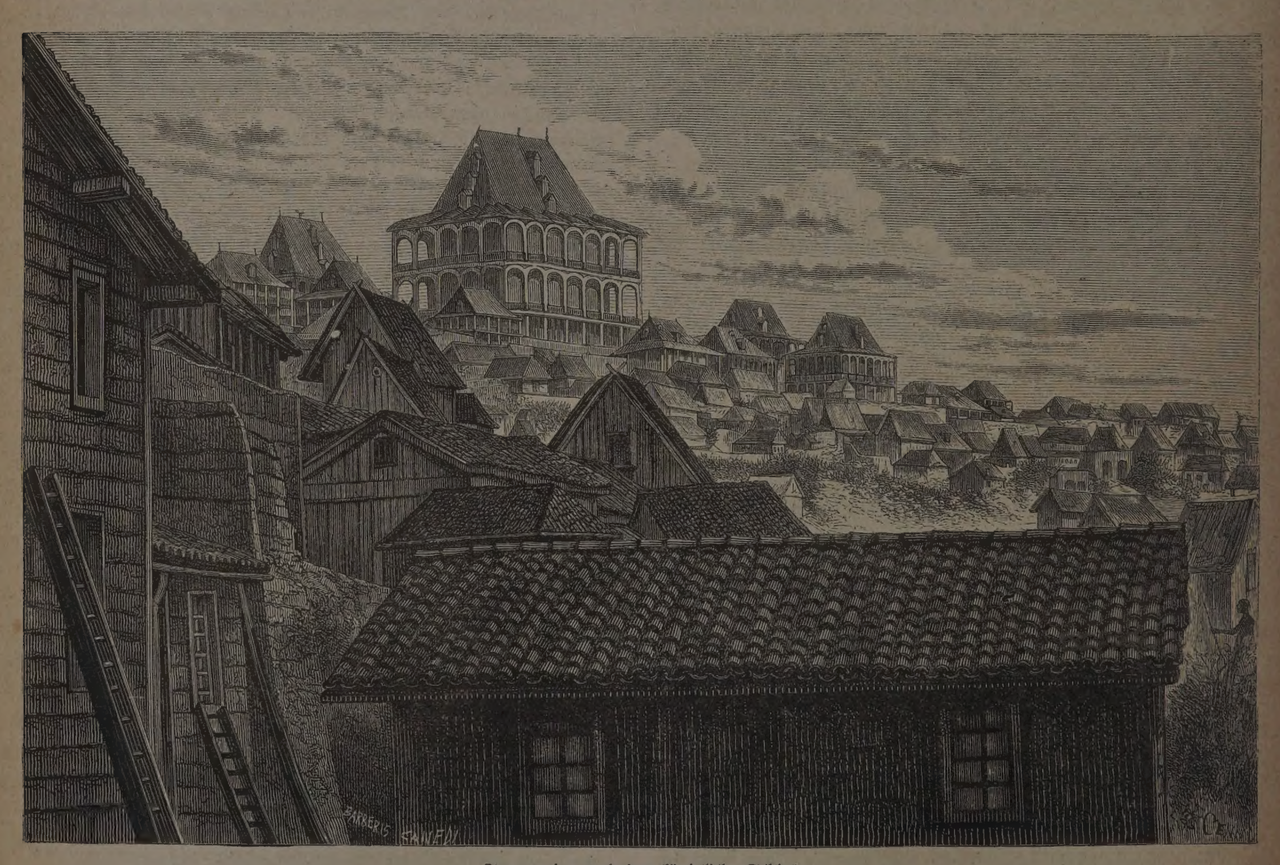
Wie wir oben bemerkten, ist die Zahl der Bevölkerung eine verhältnißmäßig sehr geringe; daher ist die Insel auch wenig bebaut, und obgleich die Bewohner beinahe ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen sind, steht derselbe durchgehends noch auf niederer Stufe. „Sie können sich nicht denken, wie verschwenderisch die Madegassen in Bezug auf ihren Ackerbau zu Werke gehen. Sie verbrennen und vernichten auf jegliche Weise die Wälder, welche die Ebenen und Hügel bedecken. Ob es Sandel- oder Palisander- oder Ebenholz oder andere kostbare Baumarten sind, ist ihnen gleich; es wird in Brand gesteckt, sobald das Grundstück ihnen gefällt.“ (Lacomme.) In den höher gelegenen und dichter bevölkerten Provinzen, namentlich in der Provinz Ankova, ist es in dieser Hinsicht besser bestellt; die geringere Fruchtbarkeit veranlaßt dort größeren Fleiß und größere Sorgfalt.

Als Haupt- und Residenzstadt gilt gegenwärtig Tananariva, die Stadt der tausend Dörfer (tanan Dorf und harriva tausend). Sie liegt auf der innersten Hochebene, welche die Provinz Ankova bildet, und zwar in ihrem bevölkertsten Distrikte Imerina (oder Emirne).

„Tananariva,“ schreibt P. de Regnon, „bietet einen ganz merkwürdigen Anblick; die Stadt bedeckt einen Hügel, der von Südost nach Nordwest sich erstreckt und an seinen beiden Enden in die Ebene verzweigt. Von ferne gesehen gleichen Hügel und Stadt einer abgestumpften Pyramide, über welcher sich der Königspalast erhebt. Um den Palast an den steilen Abhängen liegen die zahlreichen Privathäuser, meistens mit dem Zororo (einer Art Rohr) bedeckt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig, schmutzig oder vielmehr es sind in Tananariva gar keine Straßen — mit Ausnahme der zum Königspalast führenden — sondern nur steile, elende Fußpfade vorhanden. Dennoch sind manche der Privatgebäude sowohl, die mit hübschen Veranda's geschmückt sind, als auch die Gärten und das Grab Radama's I., das an ägyptische Architektur erinnernde Grabmal Reiniharo's und mehrere andere Bauwerke wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Königspalast ist ganz aus Holz erbaut; das ganze Gebäude ist von Holzsäulen umgeben, auf welchen das Dach ruht, das selbst zeltförmig noch 13 Meter sich erhebt und in der Mitte auf eine Holzsäule von 39 Meter sich stützt. Alle diese Säulen, auch die in der Mitte, bestehen aus einem einzigen Stamm. Wenn man bedenkt, daß die Wälder, in denen so hohe Bäume

sich finden, gegen 20 Stunden entfernt sind, daß es ferner gar keine ordentlichen Wege gibt und daß man Zugthiere und Maschinen auf Madagaskar nicht kennt, sondern Alles von Menschenhand geschehen muß, so darf man die Errichtung dieses Palastes wohl für ein halbes Wunder halten. Außer dem Palast ist auch noch der große Platz von Andohalo, weniger seiner Schönheit als seiner Bedeutung wegen, sehenswerth. Auf ihm finden die großartigen Volksversammlungen statt, zu denen bis zu 50,000 Menschen und mehr zusammen kommen (Tananariva selbst hat etwa 80,000 Einwohner). In der Mitte des Platzes befindet sich der heilige, Vatomasina genannte Stein, welcher allein die Kraft hat, die Könige und Königinnen von Madagaskar rechtmäßig mit der Herrschergewalt zu belehnen. Die erwählte Person stellt sich auf den Stein, verweilt einen Augenblick und verläßt ihn als unumschränkter Herrscher aller Madegassen; die Königswürde selbst heißt bei ihnen daher Vanivato, die Blume des Steines, da sie aus diesem Steine gleichsam entsprießt."

Größere Städte gibt es auf der großen Insel außer Tananariva keine mehr; die bedeutendste und am meisten besuchte Hafenstadt ist Tamatave an der Ostküste. Dieselbe hat nichts Merkwürdiges und das Einzige, was den Neuankommenden hier überrascht, ist der Bazar, wo neben den mannigfaltigsten Produkten der Insel im bunten Gemisch auch alle möglichen Artikel europäischer Industrie ausgestellt sind. Was Altverkäufer in Frankreich und England nicht mehr absetzen können, scheint nach Tamatave auszuwandern, um hier armen Madegassen als kostbarer Schmuck verkauft zu werden. Da gibt es Uniformen von alten Schweizerregimentern und Hofrathsfräcke aus dem vorigen Jahrhundert, die um so eifriger gekauft werden, je bunter sie sind; da gibt es Crinolinen und Damenhüte von allen denkbaren Formen, die noch immer Liebhaberinnen genug finden. Das ist die Civilisation, welche der Handel hier verbreitet.



Tananariva und das königliche Schloß.

Allein es wird wohl Zeit, daß wir etwas von den Bewohnern der Insel selbst sagen, bevor wir auf die zu ihren Gunsten gemachten Civilisationsversuche eingehen. In Bezug auf die Abstammung der Madegassen oder Malagassen — dieß ist der gemeinschaftliche Name der Inselbewohner — ist wohl ein doppelter Ursprung anzunehmen. Wie die Insel selbst hinsichtlich der Fauna und Flora mit der gegenüberliegenden Mozambiqueküste keine Verwandtschaft zeigt, dagegen Anklänge an das Capland und an Polynesien aufweist, so sind auch die Bewohner mit den Negern der Mozambiqueküste durchaus nicht nahe verwandt, sondern viel näher theils mit den Malaien der Sunda-Inseln und Polynesiens, theils mit den Kaffern des Caplandes.

Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts ist die Oberherrschaft über die Insel in den Händen des Howas; es ist dieß jener Stamm, der, obgleich er gerade im Centrum der Insel auf der Hochebene von Ankove seinen Sitz hat, den ausgesprochensten Malaiencharakter zeigt. Die Howas sind meistens klein, aber gut gebaut, haben eine olivenfarbige und häufig sogar fast ganz helle Haut und schwarzes, schlichtes Haar. Nahe verwandt mit

den Howas sind die Betsiléos, welche die Hochebene im Süden bewohnen, und die Betsimisaraken an der Ostküste; nur haben diese meistens dunklere Färbung und krauses Haar. Diesen drei mit den Malaien verwandten Stämmen gegenüber stehen die Sakalaven an der Westküste und die Antsianaken im Norden der Insel, welche einen ausgeprägten Kaffercharakter aufweisen; sie sind kräftig gebaut und haben sehr dunkle, fast schwarze Hautfarben.

„Die Sakalaven," sagt Sibrée, ein protestantischer Missionär, der mehrere Jahre auf der Insel zubrachte, „sind in physischer Hinsicht die schönste Race, und ihr lebhafter, intelligenter, stets reger Geist zeichnet sie vor den andern Stämmen aus; die Howas aber haben regelmäßigere Züge und einen schärferen und feineren Verstand. Die Betsiléos sind friedlich und besitzen nicht jene Energie, durch welche die Howas die Herrschaft an sich rissen; die Stämme der Ostküste endlich, die Betsimisaraken, sind träge und scheinen auch unmoralischer zu sein als ihre Landsleute."

Trotz des verschiedenen Ursprungs und Charakters stimmen die verschiedenen Stämme dennoch in Sprache und Sitten ziemlich überein. Ob früher mehrere Sprachen auf der Insel geredet worden sind, wissen wir nicht; es ist aber wohl mehr als wahrscheinlich. Gegenwärtig herrscht auf der ganzen Insel nur mehr eine Sprache, und die dialektischen Unterschiede der einzelnen Ortschaften sind weit geringer als etwa im Deutschen. Es ist dieses um so bemerkenswerther, als die Insel sehr ausgedehnt und der Verkehr zwischen den Stämmen sehr beschränkt



Der Andohaloplatz in Tananariva.

ist. Die Sprache selbst stimmt sowohl in der Grammatik als im Wortschatz mit der malaischen so nahe zusammen, daß wir auch durch sie auf eine Verwandtschaft der Madegassen mit den Bewohnern der Halbinsel Malacca und den ostindischen Inseln geführt werden.

Wenden wir uns nun zu dem häuslichen Leben der Insulaner, so haben wir vor Allem die Liebe und Anhänglichkeit hervorzuheben, welche die Familienglieder unter einander verbindet und in Bezug auf welche sie manche civilisirte Völker übertreffen sollen. So erzählt uns wenigstens der obengenannte Sibrée, und die aufrichtige und tiefe Trauer, welche sie bei dem Tode irgend eines Verwandten an den Tag legen, scheint ihm wirklich Recht zu geben. Leider finden wir nur Manches, was mit einer solchen Familienliebe wenig zusammen zu stimmen scheint. Dazu gehört zunächst der Kindermord, über den ein katholischer Missionär schreibt:

„Der Kindermord wird hier in der Weise geübt, daß man, entweder wenn man nahe am Meeresufer wohnt, das Kind zur Zeit der steigenden Fluth an's Gestade bringt und es von der Fluth wegschwemmen läßt, oder es an einem Flusse aussetzt, wo es die Nahrung eines der zahlreichen Krokodile wird, oder es auch einfach in eine offene Grube wirft und vor Hunger umkommen läßt. Dieses Verbrechen ist alltäglich auf der großen afrikanischen Insel, und der Aberglaube macht es sogar den Müttern selbst zur Pflicht. Obgleich in den einzelnen Stämmen in dieser Beziehung Verschiedenheiten vorhanden sind, so sind doch überall die Eltern in gewissen Fällen verpflichtet, ihre eigenen

Kinder zu tödten. Es gibt Unglückstage — an der Westküste der Dienstag und der Freitag — alle an diesen Tagen geborenen Kinder müssen ausgesetzt werden; ebenso müssen jene Neugeborenen ausgesetzt werden, welche gewisse körperliche Fehler haben, oder deren Vater oder Mutter krank wird. Alle diese würden der Familie oder dem Dorfe Unglück bringen und müssen deßhalb sterben. Ja manchmal werden noch Kinder von 4—5 Jahren getödtet, wenn der Familie ein Unglück droht und der Wahrsager das Kind als dessen Ursache bezeichnet. Ach, an manchen Tagen fallen Hunderte von Kindern diesem grausamen Gebrauche zum Opfer! An einigen Orten wendet man sich übrigens nicht an den Wahrsager, um von ihm zu erfahren, ob das Kind die Ursache des drohenden Unheils sei, sondern man trägt es an die Thüre eines Ochsenstalles und schaut zu, ob eines der hinausgehenden Thiere das Kind mit dem Fuße berührt; ist dieses der Fall, so muß es sterben."

Allerdings behauptet Sibrée, welcher auch von dieser Unsitte spricht, daß die madegassischen Eltern nicht, wie die Chinesen und andere Völker, ihre Neugeborenen aus Mangel an Liebe tödten, sondern nur um ihre Kinder und sich selbst vor Unglück zu schützen; das mag wohl der Fall sein, aber von einer eigentlichen Elternliebe kann bei einem Volke, welches das Verbrechen des Kindermordes, unter welcher Form es auch sei, noch gestattet, doch wohl kaum die Rede sein. Auch was wir bei den Missionären über das Verhältniß der Eheleute lesen, läßt uns kaum annehmen, daß man von einem wirklichen Familienleben unter den heidnischen Madegassen sprechen kann. Es ist wahr, daß die Frau auf Madagaskar nicht so tief steht, wie in den meisten anderen heidnischen Ländern; sie braucht nicht so schwer zu arbeiten wie bei den Negern oder Kaffern, und hat im Hause eine weit größere Auktorität; können ja auf Madagaskar die Frauen selbst das Scepter führen, wie es seit dem Tode Radama's I. (1828) bis zu diesem Augenblick beinahe stets der Fall war. Allein sowohl die zahllosen Ehescheidungen, als die herrschende Vielweiberei lassen ein eigentliches Familienleben nicht aufkommen.

„Ein großes Hinderniß für unsere Missionsthätigkeit," schreibt P. Lacomme, „liegt in der Schwierigkeit, unsere Madegassen zur Eingehung einer rechtmäßigen und dauerhaften Verbindung zu vermögen. Sie kennen keine Unauflöslichkeit der Ehe, da Gesetz und Sitte ihnen die Ehescheidung gestattet, so oft es ihnen beliebt. Deßhalb erschreckt das Wort mariazy (mariage = Ehe) viele Madegassen, da sie darin eine unauflösliche Verbindung erblicken; sie halten sich lieber an ihre madegassische fanambadiana, die ihnen mehr Freiheit gestattet. Die häufigen Ehescheidungen sind aber nur eine natürliche Folge der Polygamie, welche durch Gesetz und Sitte gestattet ist. Zwar haben die meisten nur eine Frau, weil sie nur eine ernähren können; aber bei den Wohlhabenderen kömmt es nicht selten vor, daß sie zwei oder mehr Frauen nehmen; indessen ist doch in Bezug auf die Zahl insofern eine Beschränkung, als bloß die Könige zwölf Weiber haben durften. Wie wenig aber mit der Polygamie auch nach der Ansicht der Madegassen der Familiengeist bestehen kann, zeigt der Name, mit dem sie die Polygamie bezeichnen; sie nennen sie famporafesana, d. h. das, was Feindschaft und Zwietracht hervorbringt."

Zur madegassischen Familie gehören auch in gewisser Weise die Sklaven, welche durchgehends mit Liebe und als wirkliche Familienglieder behandelt werden. Die alten Haussklaven und Sklavinnen werden als „Vater" und „Mutter" angeredet, die jungen als „Freunde" oder „Vetter"; wenn man eine Arbeit von ihnen verlangen will, so schmeichelt man ihnen vorher. Beispiele schlechter Behandlung kommen wenige vor, und im Allgemeinen stellen sich die Sklaven auf Madagaskar besser als die freien Armen; wegen des Werthes, den ein Sklave repräsentirt, ent[illegible]t er sogar zuweilen der Todesstrafe, welcher ein Freier verf[illegible]en würde. Allerdings können sie verkauft werden, aber es geschieht selten, daß sie von der Familie, zu welcher sie einmal gehören, an eine andere abgegeben werden; höchstens als Strafe kann es sich treffen, daß Eltern von ihren Kindern getrennt oder Eheleute auseinander gerissen werden. Die Ursache dieser milden Behandlung der Sklaven mag wohl theilweise darin liegen, daß kein Madegasse, und sei er noch so vornehm, sicher ist, nicht selbst in Sklaverei zu versinken.

„Es kann vorkommen und kommt vor," schreibt uns ein Missionär, „daß vornehme Familien wegen eines mit Recht oder Unrecht verurtheilten Gliedes in die Sklaverei verkauft werden. Am 10. November 1856 hatte zu Tananariva ein Begräbniß stattgefunden, an welchem vier vornehme Höflinge hätten Theil nehmen sollen; aus irgend einem Grunde hatten diese aber gefehlt und zur Strafe wurden nicht nur sie und ihre Familie, sondern auch alle ihre Standesgenossen gleichen Ranges, im Ganzen 126 Personen, zur Sklaverei verdammt. Auf einem Dorfe war ein Ochse gestohlen worden; alle, die davon gegessen, auch jene, die vom Diebstahl keine Ahnung hatten, mußten Sklaven werden, d. h. ein ganzes Dorf mit Ausnahme der Säuglinge."

Wie den Sklaven gegenüber, so sind die Madegassen auch gegen die Fremden artig und liebevoll, und die Gastfreundschaft wird in ausgedehnter Weise ausgeübt.

„Gasthäuser gibt es in Madagaskar nicht" — so lesen wir in einem Bericht eines Missionärs — „sogenannte „königliche Häuser" ersetzen dieselben. Unter diesen königlichen Häusern muß man sich nur keine Paläste oder schöne Wohnungen denken, sondern einfache Strohhütten ohne Tisch und Stuhl, ohne Bett und Kamin, kurz ohne alle Bequemlichkeiten. Der erste, welcher ankommt, geht hinein und macht sich's bequem; diejenigen, welche nachkommen, nehmen mit dem übriggebliebenen Platz vorlieb. Jeder sorgt für sein Mittagessen, wie er kann; es ist nicht schwer, sich in den Dörfern Reis, Geflügel und Eier zu sehr mäßigen Preisen zu verschaffen; schwerer, es zubereiten zu lassen, wenn man es nicht selber zu bereiten versteht. Findet der Reisende aber kein „königliches Haus", so wendet er sich an die madegassische Gastfreundschaft. Der Reisende tritt in's erste beste Haus und sieht, ob es ihm gefällt; gefällt es ihm nicht, geht er in ein anderes. Der Eigenthümer begreift, was dieser Besuch zu bedeuten hat, nimmt seine Siebensachen zusammen, überläßt sein Haus und seine Möbel dem Ankömmling und sucht bei einem Nachbar ein Unterkommen. Es genügt ihnen meistens nicht einmal, ihre Wohnungen so den Gästen zu überlassen, sondern sie bringen ihnen auch Lebensmittel zum Geschenk, ohne je dafür das geringste Gegengeschenk annehmen zu wollen. Ihren Landsleuten gegenüber gehen die Madegassen noch einfacher zu Werk. Kommt ein Madegasse in ein Haus, während man dort am Essen ist, so nimmt er am Mahle Theil, ohne eine Einladung abzuwarten. So fordert es die madegassische Höflichkeit.".

Im Übrigen halten sie sehr viel auf die Höflichkeit. Sie haben alle bis zum Ärmsten herab eine gewisse Würde in ihrem Benehmen. Wenn man am Hause eines Bekannten oder Höhergestellten vorübergeht und denselben vor der Thür sitzen sieht, wäre es höchst unhöflich, denselben nicht anzureden mit den Worten: „Mbay lalana, tompoko é" — „erlaubet, daß ich vorübergehe, Herr." Die Antwort lautet dann: „Andeha, tompoko é," „gehet nur, Herr," und daran schließt sich eine lange Reihe von Fragen nach dem Befinden u. s. w., die man im Gehen beantwortet, bis zuletzt die Reihe der Complimente durch ein velona, „leben Sie wohl" und ein travantiravo, „leben Sie lange" beschlossen wird. Dabei ist dann Sitte, die Endsilben jedes Satzes um so länger zu ziehen, je höher man die Begrüßten ehren will.

Als gewöhnliche Nahrung der Madegassen dienen der Reis und das Rindfleisch. An Rindvieh ist die Insel außerordentlich reich, so daß nur die Ärmsten der Fleischnahrung entbehren. Beinahe das ausschließliche Getränke ist Wasser; Kaffee wird sehr wenig getrunken, obgleich die Kaffeepflanze sehr gut gedeiht. Aus dem Zuckerrohr wird eine Art Rum bereitet, allein die Howas trinken sehr wenig davon. Trunkenheit kömmt kaum unter den Madegassen vor.

Die Tracht der Insulaner ist sehr einfach und für beide Geschlechter die nämliche. Das gewöhnliche Costüm besteht aus einem Salaka, d. h. einem Streifen Kattun, den man um die Hüften schlingt, und aus einem Lamba, d. h. einem großen Tuche, einer römischen Toga gleich, welches sie oft recht malerisch zu tragen wissen. Außerdem tragen die Männer auch vielfach weite, dünne Beinkleider, während die Mädchen und Frauen gegenwärtig beinahe ohne Ausnahme eine eng anliegende Weste und darüber ein langes Gewand anziehen, über welche sie erst den nie fehlenden Lamba werfen. Seit im Beginne dieses Jahrhunderts Engländer und Franzosen mit Madagaskar in Handelsverbindung getreten sind, hat auch die für das Klima jener Insel so wenig geeignete europäische Tracht vielfach Eingang gefunden.

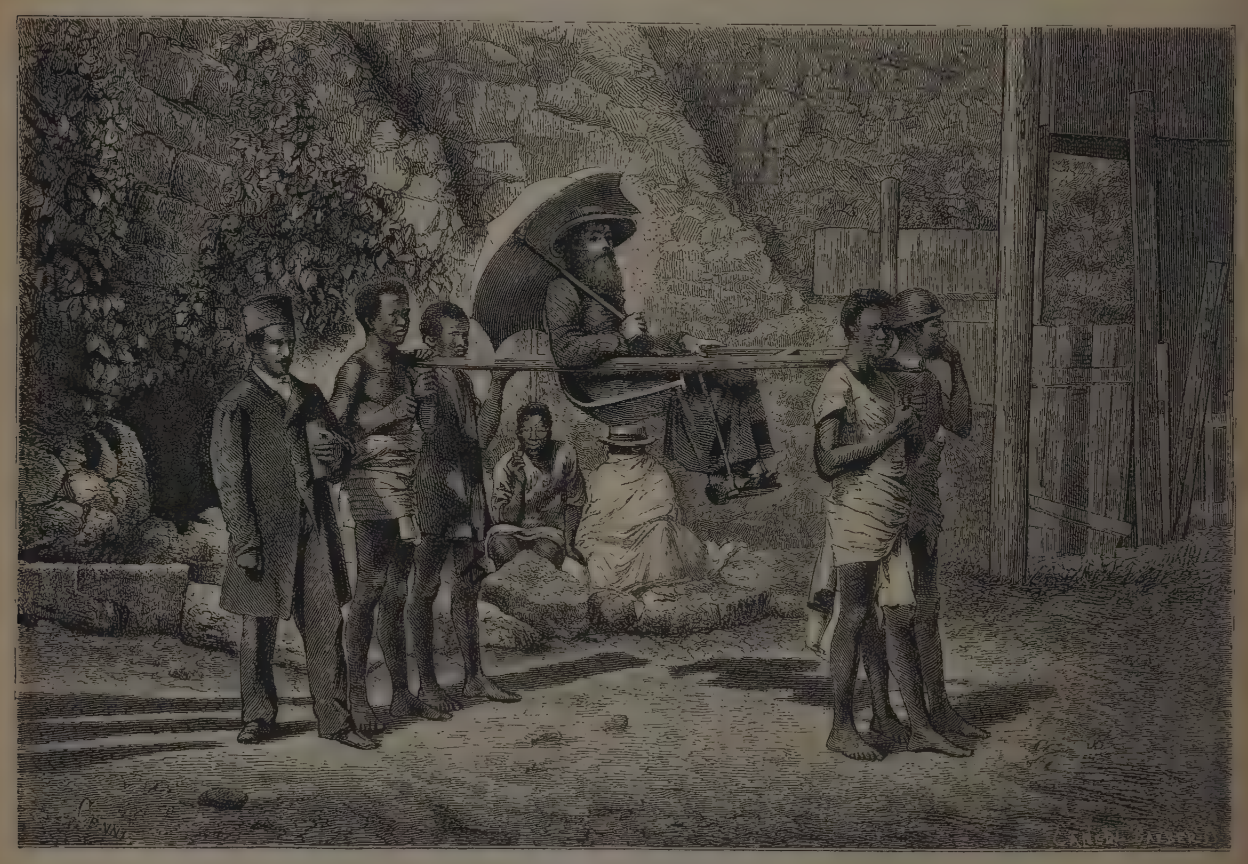
Wenden wir uns nun vom Familien- und häuslichen Leben zu den religiösen Verhältnissen der großen afrikanischen Insel, so haben wir leider auch hier zu constatiren, daß trotz aller sowohl in früheren Jahrhunderten als in unserer Zeit gemachten Anstrengungen der Missionäre Götzendienst und Aberglauben noch immer die Herrschaft behaupten. Zwar hat das Christenthum schon einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben der Madegassen und namentlich auch auf die Regierung ausgeübt; ein großer Theil der Bevölkerung hat auch theils einer der protestantischen Sekten, theils der katholischen Kirche sich angeschlossen, wie wir später bei der Schilderung der vielen Missionsbestrebungen sehen werden; aber im Allgemeinen kann man noch immer sagen, daß die Madegassen Heiden sind. Nähere Kunde haben wir bloß vom Götzendienste der Howas, über die anderen Stämme hat man in dieser Beziehung wenig Sicheres bis jetzt erfahren.

Die Howas verehren zehn oder zwölf Götter, von denen aber drei oder vier eine höhere Stellung einzunehmen scheinen; doch wird wohl keinem eine auf alle Dinge sich erstreckende Macht zugeschrieben. Den obersten Rang nimmt Rakelimalasa ein, der Schutzgott des Herrschers oder der Herrscherin, welcher den Sieg an die madegassischen Waffen heftet und außerdem auch gegen Feuersgefahr und gegen die Krokodile seine Verehrer beschützt; die nächsthohe Gottheit, Ramahavali, heilt alle Krankheiten, eine dritte verleiht gute Ernten u. s. w. Der Götzendienst der Madegassen soll, wenn wir manchen Autoren Glauben schenken, nicht jenen Charakter der Grausamkeit an sich getragen haben, der uns bei vielen anderen heidnischen Nationen so abschreckend entgegentritt. Nur bei einem Stamme in der Provinz Vangaidrano hätte man in früheren Zeiten Menschenopfer dargebracht; doch habe sich diese grausame Sitte nicht halten können, weil sie mit dem allgemeinen Charakter der Bevölkerung im Widerspruch gestanden habe. Wöchentlich einmal, am Freitag, sei ein Mensch geschlachtet worden, und zwar gewöhnlich der vornehmste, den man finden konnte; dieses Opfer aber sei nicht einem bestimmten Götzen dargebracht worden, sondern habe am Fuße einer langen Stange, an deren Spitze die Odis, d. h. die Amulete hingen, stattgefunden, um diesen Amuleten eine größere Kraft zur Abhaltung alles Unglücks zu geben. (Sibrée.)

Wenn indessen in der That der eigentliche Götzendienst der Madegassen weniger blutig ist als der vieler anderer Heiden, so fielen dagegen um so mehr Menschen dem Aberglauben zum Opfer. Die Madegassen sind geneigt, alles Unglück, das sie trifft, der Zauberei zuzuschreiben; die Personen aber, die man als Zauberer im Verdacht hat, werden von Alters her dem Tanghin, einer Art Gottesurtheil durch eine Giftprobe, unterworfen. Der Tanghin ist ein starkes als Brechmittel wirkendes Gift, das man von den Früchten der nur in Madagaskar sich findenden tanghina veneniflora bezieht. Beim Gottesurtheil wird er auf folgende Weise angewendet. Steht Jemand im Verdacht, ein Zauberer zu sein oder ein anderes Verbrechen begangen zu haben, so wird ihm ein Tag für die Giftprobe bestimmt; 24 Stunden vor der festgesetzten Zeit darf er gar kein Nahrungsmittel zu sich nehmen. Am bestimmten Tage wird der Verdächtige von seinen Verwandten zum Lampi-Tanghin, d. h. demjenigen, welcher die Giftprobe vornehmen läßt, geführt; dort muß er sich entkleiden und schwören, keinen Zauber anwenden zu wollen. Dann schabt der Lampi-Tanghin von der giftigen Frucht soviel, als ihm beliebt, wickelt es in drei kleine Stückchen von der Haut eines Huhnes und läßt den Verurtheilten diese drei Pillen verschlucken. Schreckliche Krämpfe sind die Folge, während welcher der Unglückliche oft Verbrechen eingesteht, die er nicht begangen hat. Wirkt das Gift nun so stark, daß er gleich die drei Hautstückchen unversehrt wieder von sich gibt, gilt er als unschuldig; sobald aber eines der Stückchen gar nicht oder auch nur irgendwie beschädigt wiedergegeben wird, ist er des angeklagten Verbrechens schuldig und wird gleich getödtet, wenn er nicht schon in Folge des Giftes selbst stirbt. Ein Missionär schreibt über den Tanghin, wie er bis vor wenigen Jahren angewendet wurde, Folgendes:

„Bei den Howas und den ihnen unterworfenen Völkern herrscht der Tanghin; er leitet die Untersuchung, fällt das Urtheil und führt es aus, so daß die Häuptlinge sich keine Sorge zu machen haben. Allein diese Giftprobe wird auch auf der ganzen Insel als ein Speculationsmittel betrachtet. Da an vielen Orten der Ankläger das Recht auf die Güter des Angeklagten erhält, wenn derselbe verurtheilt wird, so begreift man, wie leicht ein Armer sich versucht fühlen kann, einen Reichen anzuklagen. Anderswo geschieht es, daß Jemand bei seinem Nachbar Geld leiht und denselben damit bezahlt, daß er ihn der Zauberei anklagt. Überall erhalten die Häuptlinge eine bestimmte Summe von denjenigen, welche den Tanghin nehmen müssen, so daß auch sie ein Interesse daran haben, wenn möglichst viele dazu gezwungen werden. Außerdem spielen Haß und Rachsucht noch eine große Rolle bei der Anwendung dieses Giftes. Namentlich bei den Howas, bei welchen die Regierung die Güter des Verurtheilten in Besitz nimmt, wird der Tanghin unter dem geringsten Vorwand und auch sogar ohne Vorwand angewendet, und zwar nicht nur bei einer oder zwei Personen, sondern bei ganzen Familien oder Dörfern. Ein paar Beispiele werden diese Behauptung rechtfertigen. Ein Häuptling hat einen schweren Traum gehabt; er hat während seines Schlafes eine Familie gesehen und diese hat seinen Schlaf gestört. Am folgenden Morgen empfängt die ganze Familie den Befehl, den Tanghin zu nehmen, damit sie die Ruhe des Herrn nicht mehr störe. Anfang Juni 1855 ließ ein alter Minister die Bewohner eines ganzen Dorfes den Tanghin nehmen, weil man ihm erzählt hatte, in diesem Dorfe befände sich eine Person, welche stärkere Zauberformeln als die von der Regierung approbirten besäße. Um diese eine Person zu finden, wurden 180 Menschen durch den Tanghin getödtet. Unter Radama II. 1862 wurde der Tanghin abgeschafft zum großen Verdruß der alten Howas; nach seinem Tode

wurde er zwar nicht offiziell wieder eingeführt, aber er wird doch noch angewendet, indem die Regierung ein Auge zudrückt. — Mit dem Tanghin müssen wir noch eine andere Einrichtung in Verbindung bringen, weil sie häufig denselben zur Folge hat, nämlich die „öffentliche Beicht“. Zu bestimmten Zeiten werden nämlich einige Tage oder auch Wochen bestimmt, während welcher jeder Schuldige verpflichtet ist, sich selbst anzuzeigen; dagegen erhält er das Versprechen, daß er nicht zum Tode verurtheilt wird, während das Todesurtheil ihn trifft, wenn ein Anderer ihn anklagt; denn in dieser Zeit muß auch Jeder alle Schuldigen anzeigen, die er kennt, mögen sie auch seine nächsten Verwandten sein, wenn er nicht in ihre Verurtheilung verwickelt werden will. Geschieht es nun, daß in einem Dorfe gar keine Selbstanzeige oder keine Anklage vorkommt, so setzt sich die ganze Familie oder das Dorf der Gefahr aus, zum Tanghin verurtheilt zu werden. Im Jahre 1857 wurde eines dieser „Jubiläen“ in der Provinz Emirne proclamirt. Es sollte einen Monat dauern; als aber nach Verlauf des Monates nur wenige Anklagen und Selbstanzeigen vorgekommen waren, verlängerte die Königin die „Gnadenzeit“, indem sie zugleich drohte, die ganze Bevölkerung jener Distrikte zum Tanghin zu verurtheilen, in denen sich nicht alle Schuldigen stellten. Das hieß also mit anderen Worten, jeder Ort muß eine gewisse Anzahl Schuldiger liefern. Die Folge war, daß alle, welche eine Denunciation fürchteten, sich selbst anklagten, um eine leichtere Strafe zu erhalten. Einige, die sich keine Verbrechen vorzuwerfen hatten, sich aber dennoch anklagen mußten, gaben das unsinnigste Zeug an, so z. B. behauptete einer, ein Amulet zu besitzen, durch welches er sich unsichtbar machen könne, wenn er auf offenem



Ein Missionär in der Filandschana.

Markte stehlen wolle. Das Resultat dieser „Gnadenzeit“ war, daß 14 Soldaten lebendig verbrannt und 65 Personen mit dem Messer getödtet wurden; 1237, die sich selbst angezeigt hatten, wurden in Eisen gelegt, ihre Güter in Beschlag genommen, ihre Familien, etwa 5000 Personen, in die Sklaverei verkauft.“

Man hat berechnet, sagt Sibrée, daß der Tanghin, bevor er im Jahre 1862 abgeschafft wurde, jährlich ein Fünfzigstel der Bevölkerung der Provinz Imaherina (Emirne) hinwegraffte, d. h. durchschnittlich starben jährlich 3000 Personen als Opfer dieses schändlichen Aberglaubens in einer einzigen Provinz, welche an Seelenzahl die Stadt Köln nur um weniges übertrifft.

(Forts. folgt.)

P. Robert de' Nobili [1].

1. Gründung der Mission von Madura.

Heutzutage ist Madura eine der 22 Distrikte der britischen Präsidentschaft Madras, die den südlichen Theil Vorderindiens zwischen 8°, 4—16° n. Br. umfaßt. Die gleichnamige Hauptstadt des Distriktes liegt 9° 55′ n. Br., 90° 50′ ö. L. Um die Zeit des großen Indierapostels, des hl. Franz Xavier, war Madura ein unabhängiges, ziemlich mächtiges Königreich, dem auch die Paraver, die Bewohner der Fischerküste, zinspflichtig waren. Diese hatten bereits auf die Predigt des hl. Franz Xavier hin größtentheils das Christenthum angenommen und wurden seitdem durch Missionäre aus der Gesellschaft Jesu geleitet. Das Abhängigkeitsverhältniß vom Könige in der Stadt Madura sowohl, als auch die Interessen des Handels zogen viele dieser christlichen Küstenbewohner allmählich in's Innere des Landes, und Manche hatten ihren Wohnsitz in der Hauptstadt Madura selbst schon aufgeschlagen. Diese Verhältnisse legten von selbst den Missionären das Verlangen nahe, dem Christenthum in Madura Eingang zu verschaffen. Der König von Madura, Freund und Verbündeter der an manchen Punkten der indischen Küsten so mächtigen Portugiesen, erlaubte auch den Bau einer christlichen Kirche und seit 1595 wurde P. Gonsalvez Fernandez mit der Missionsthätigkeit in Madura betraut. Die Berichte der Zeitgenossen stellen ihm einmüthig das schönste Zeugniß des Eifers und der Hingabe an seinen heiligen Beruf aus, sein sittenreines, frommes und streng bußfertiges Leben zog ihm sogar die lebhafte Bewunderung der Heiden zu; trotzdem war er bei all' seinen Anstrengungen und Bemühungen während 14 Jahren nicht im Stande gewesen, Heidenbekehrungen zu erzielen. Das Christenthum in Madura blieb nach wie vor auf die wenigen von der Fischerküste herstammenden Paraver beschränkt, kein Heide, kein Bewohner von Madura zeigte irgendwie Lust, der neuen Religion zu folgen; deren Bekenner waren Gegenstand des Abscheues und der Verachtung. Woher diese auffallende Erscheinung? Woher diese unerhörte Unfruchtbarkeit, dieser Widerstand des irdischen Ackerfeldes gegen den Samen des Evangeliums, der durch vierzehnjährige Bearbeitung nicht gebrochen ward?

Im December 1606 besuchte der Provinzial der Jesuiten von Malabar, P. Albert Laërzio, die Niederlassung der Mission in Madura. Sein Begleiter, den er zugleich dem P. Fernandez als Gehilfen zurücklassen wollte, war ein junger Jesuit aus Italien, P. Robert de' Nobili. Dieser, aus einer erlauchten Fürstenfamilie des Kirchenstaates stammend und einen Papst nebst zwei Cardinälen unter seinen Verwandten zählend, war 1597 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und auf inständiges Flehen vom P. Claudius Aquaviva 1605 als Missionär nach Indien gesandt worden. Mit seltenem Scharfsinne und mit ungewöhnlicher Menschenkenntniß ausgerüstet, begab er sich daran, die so traurigen und fast hoffnungslosen Zustände des bisherigen Missionsverfahrens in Madura einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die Härte und Unempfänglichkeit der Heiden ging ihm zu Herzen; bei seiner Kenntniß des indischen Charakters war ihm bald klar, daß hier mächtige und tiefgehende Vorurtheile im Spiele sein müßten, die alle Bemühungen der Missionäre vereitelten. Und so war es in der That. Die Indier von Madura unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von den Völkerschaften der Küsten von Travankur, der Fischerküste, von Ceylon und Japan. Die Bewohner der indischen Küsten hatten durch längeren Verkehr mit Europäern bereits manche Eigenthümlichkeiten ihres Volkscharakters abgestreift, das Kastenwesen herrschte hier allerdings auch, aber nicht mit der sonstigen Schroffheit; die meistentheils ärmere Bevölkerung kannte nicht den ungemessenen indischen National- und Adelsstolz. Anders in Madura und im Innern des Landes. Hier hatte der indische Adelsstolz namentlich in den höheren Klassen von Madura eine staunenswerthe Ausdehnung angenommen. Vermöge dieser Voreingenommenheit für ihre nationalen Sitten und Gebräuche galten ihnen alle, die von jenen abwichen, als unreine Wesen, als Menschen, deren Gegenwart, Umgang und Athem entwürdige und besudele. Man wußte von den Portugiesen, daß sie Fleisch äßen, Wein tränken und mit Leuten aus den niedersten Kasten, ja selbst mit denen verkehrten, die nach der indischen Etiquette als der Auswurf der Menschen betrachtet wurden, mit den Parias. Gründe genug für die höheren Kasten von Madura, die Portugiesen als Pranguis zu brandmarken! Prangui ist nach indischem Begriffe der Inbegriff alles dessen, was einen Menschen gemein und verächtlich machen kann; ein Prangui unterscheidet sich wenig von einem unreinen Thier; ein Prangui ist ein Mensch ohne Tugend und Scham, der dem Trunke und der Völlerei sich ergibt, der sich von unreiner Nahrung, selbst von Menschenfleisch nährt, der jeder Wissenschaft bar und ledig nicht einmal irgend eine Religionsübung oder Gottesverehrung kennt. Aus Unbekanntschaft mit den Ansichten der Inder hatten die Portugiesen die Unklugheit begangen, diesen Namen Pranguis als die indische Bezeichnung für Europäer, Christen und Portugiesen anzunehmen und sich selbst Pranguis und die christliche Religion die Religion der Pranguis zu nennen. Schon dieser Name allein war das wirksamste Schreckmittel, jeden vornehmen Inder, dem das Ansehen und die Unbeflecktheit seiner Kaste über Alles geht, vom Christenthum fern zu halten. Als Christen waren zudem in Madura nur die armen und verachteten Paraver bekannt, Christ werden hieß also dem Inder soviel, als sich selbst entwürdigen und wegwerfen, seine Kaste aufgeben und sich dem Auswurf der Menschen anschließen. Diese Umstände und Vorurtheile bildeten das Bollwerk des indischen Heidenthums, und hieran waren die 14jährigen Arbeiten und Mühen des P. Gonsalvez Fernandez ohne allen Erfolg verloren gegangen.

Mit dem sicheren Blick des Meisters erkannte P. de' Nobili alsbald den Kernpunkt der Lage, den geheimen aber tiefgehenden Grund dieser jahrelangen Kälte und Verachtung gegen das Christenthum. Und zugleich wurde es ihm klar, daß der Inder den vermeintlichen Glanz und Adel seiner vornehmen Kaste und die für den bürgerlichen Verkehr geltenden Regeln indischer Höflichkeit und Gesittung nicht missen könne, daß er viel zu beschränkt sei, um sich über diese Nationaleitelkeit, die eben nur das Ihrige hochschätzen und verehren kann, zu erheben. Soll uns das etwa Wunder nehmen? Wie viele von den gebildeten Europäern kommen kaum über manche Kleinlichkeiten des Nationalitätenstolzes hinaus? P. de' Nobili erwog dieses und sein Entschluß war gefaßt. Dem Beispiele des hl. Paulus zufolge, der Allen Alles wurde, um Alle zu gewinnen für Christus, und nach dem Beispiele des ewigen Wortes selbst, das ja um die Menschen zu erlösen die menschliche Natur annahm und als Mensch den Menschen in allem gleich, die Sünde ausgenommen, erfunden werden wollte, sprach P. Robert de' Nobili zu sich selbst: auch ich will, um die Inder zu retten, ein Inder werden. Er legte seinen Plan und die Gründe desselben dem Erzbischof von Crangamur und seinem Provinzial vor. Beide billigten sein Vorhaben. Ermuthigt durch das Urtheil und die Erlaubniß seiner Obern betrat er den Kampfplatz, aber in neuer Kampfesrüstung und Kampfesweise. Er tritt den adelsstolzen Indern als Fürst, den Brahminen als ein Brahmine des Nordens entgegen. Als solcher nimmt er auch die Kleidung und die Lebensweise der vornehmsten Brahminen an. Und weil unter den Brahminen die Saniassi [1], die Büßer, im höchsten An-

[1] Wir geben sein Lebensbild nach den Briefen der Missionäre, welche P. Bertrand veröffentlicht hat. La Mission du Maduré d'après des documents inédits.

[1] Saniassi, ein Wort der Sanskritsprache, bedeutet eigentlich denjenigen, der sich vollständig bezwungen hat.

sehen stehen, so entschließt er sich, ein nach indischen Begriffen in so hoher Verehrung stehendes Büßerleben zu führen. Von jetzt an trennte er sich von jeder Berührung mit den niederen Kasten, die ihn ja in den Augen der vornehmen Inder entwürdigt hätte; er ließ sich nur mehr von Brahminen bedienen, denn nach indischen Vorstellungen befleckt die Nähe und Dienstleistung gemeiner Menschen; seine Nahrung bestand nach Weise der Saniassis in Reis, Milch, Butter, Kräutern und Wasser und durfte nur einmal des Tages genommen werden. Ein blaßgelbes Ober- und Unterkleid, ein weißer oder rother Schleier um seine Schultern, ein Kopfbund nach Art eines Turbans, an den Füßen Sandalen von Holz mit 2 Zoll hohen Absätzen, die vermittelst eines Pflockes zwischen den Zehen an den Füßen festgehalten werden mußten (in den Augen der Inder ein kostbarer Fußschmuck, für den Europäer aber ebenso sonderlich als schmerzvoll, führt diese Fußbekleidung den treffenden Namen Padacuradhu, Fußzangen): — das war von nun an die Tracht des Brahminen aus dem Norden, der gekommen war, den Indern den wahren Weg zum Heile zu offenbaren. Als Zeichen der Würde trug er noch die Schnur, die Auszeichnung der höchsten Kaste; anstatt aus drei Fäden, setzte er sie aus fünf zusammen, drei goldenen und zwei silbernen, und befestigte in der Mitte ein Kreuz daran. Der indischen Liebe zum Sinnbildlichen Rechnung tragend, wollte er, daß diese Auszeichnung zugleich den ganzen Inhalt seiner Weisheit darstelle: die drei Goldfäden sollten die hl. Dreifaltigkeit bedeuten, die zwei Silberfäden Leib und Seele der anbetungswürdigen Menschheit Christi, das Kreuz dessen Leiden und Tod. Außerdem ließ er sich in dem von den Brahminen bewohnten Stadttheile auf einem Gebiete, das ihm ein Verwandter des Königs Hermecatti abgetreten hatte, eine Kirche und eine Wohnung erbauen. Dahin zog er sich nun zurück. Um die Verehrung und Hochachtung der Inder zu gewinnen, schloß er sich ganz in seine geheimnißvolle Einsamkeit ein, ging nie aus und ließ äußerst selten einen Besuch zu. Verlangte man den Brahminen des Nordens zu sprechen, so antwortete der ihn bedienende Schüler, der Lehrer sei jetzt unzugänglich, da er ganz in Gebet und Betrachtung des ewigen Gesetzes versunken sei. Diese Zurückhaltung ist für die Inder das unumgänglich nothwendige Mittel, die allgemeine Aufmerksamkeit und Neugierde und das regste Interesse wach zu rufen. Erst nach wiederholten Versuchen und nach geraumer Zeit wird der Besuch zugelassen. P. de' Nobili benützte unterdeß diese anfängliche Mußezeit auf's Beste. Er studirte die Hof- und Landessprache, das Telengu und Tamulische, und die heilige Sprache der Inder, in der ihre heiligen Bücher abgefaßt sind, das Sanskrit, und las und studirte diese Bücher selbst mit unverdrossenem Eifer. Denn er wollte die Inder und die wissensstolzen Brahminen durch ihre eigenen Waffen besiegen. Hiezu aber mußte er sich mit der Lehr- und Anschauungsweise ihrer Wissenschaft und Philosophie vertraut machen, ihre Ansichten und Lehrsätze kennen lernen, ihre Ausdrucksweise sich aneignen. Zugleich wollte er in den Veden, den heiligen Schriften der Brahminen, selbst die Anknüpfungspunkte für das Christenthum suchen, aus diesen so hoch verehrten Quellen die Ungereimtheit des Götzendienstes darlegen und eine vernunftgemäße Gottesverehrung als die Brücke zum Christenthum aus ebendenselben darstellen. Mit Hilfe eines Brahminen, der sein Lehrer im Sanskrit wurde, gelang es ihm als dem ersten Europäer, eine eingehende Kenntniß der umfangreichen heiligen Sanskritliteratur sich zu erwerben und dieses in einem Grade, daß er gar bald die Brahminen selbst in Staunen versetzte durch die Reinheit und Eleganz seiner Sprache und durch die umfassende Belesenheit, mit der er ihnen den Inhalt ihrer heiligen Bücher und die Aussprüche ihrer gefeiertsten Weisen vorführte.

Nach diesen Vorbereitungen und Ausrüstungen glaubte er, den ersten Schritt zur Verkündigung des Evangeliums thun zu können. Er erklärte sich bereit, Besuche zu empfangen und Schüler aufzunehmen. Hiebei wurde aber genau das indische Ceremoniell mit all' seiner feierlich-ernsten Steifheit eingehalten. Der Pater saß mit gekreuzten Beinen auf einer zwei Fuß hohen und mit einem rothen Teppich bedeckten Estrade, vor ihm war ein zweiter Teppich für den Besuchenden ausgebreitet. Der Eintretende grüßte ihn, indem er die Hände faltete, sie so über den Kopf erhob und dann unter einer tiefen Verbeugung zu Boden senkte. Auch die Vornehmsten und selbst Personen fürstlichen Ranges beobachteten diese Grußweise. Wer aber wünschte, als sein Schüler angenommen zu werden, der wiederholte dreimal diese Ehrfurchtsbezeigung, warf sich dann zur Erde nieder, erhob sich und blieb vor ihm stehen. Der Ruf von dem neuen Saniassi verbreitete sich bald in Madura und lockte zahlreiche Besuche herbei; selbst der König äußerte mehrmals das Verlangen, ihn zu sehen; doch der Pater hielt es noch nicht an der Zeit, sich bereits so weit in die Öffentlichkeit zu begeben; man antwortete dem König, der Saniassi sei in Gebet und Betrachtung versunken und überhaupt vermeide er es, in den Straßen zu gehen, um die Reinheit seiner Augen nicht durch das Begegnen von Frauen zu trüben, ein Grund, der den Indern als der Ausdruck der höchsten Tugend und Reinheit galt und ihre Begriffe von der Heiligkeit des Saniassi noch zu steigern geeignet war.

Die Art und Weise, wie P. de' Nobili nun anfing mit den Brahminen und den höheren Kasten zu verkehren und sie dem Christenthum zuzuführen, beschreibt er selbst in den Briefen an seine Obern. Um uns seine Methode zu veranschaulichen, wollen wir aus diesen einzelne Züge mittheilen. So schreibt er am 24. Dec. 1608 an den P. Provinzial:

„Eines hilft mir namentlich bei den Bekehrungen, nämlich die Kenntniß, die ich von ihren geheimsten Büchern habe. Ich finde darin angegeben, daß man vor Alters vier Gesetze oder Veden hatte; drei davon lehren die Brahminen heute noch, das vierte Gesetz aber war ein ganz geistliches, kraft dessen man das Heil der Seele erlangen konnte. Nun aber ist, heißt es weiter, dieses vierte Gesetz theilweise mit den drei ersten vermischt, dem größten Theile nach aber gänzlich verloren gegangen, und es hat sich noch kein Mensch gefunden, der weise und heilig genug gewesen wäre, es wieder ausfindig zu machen. Gleicherweise wird in diesen Büchern behauptet, daß keines von den drei Gesetzen das wahre Heil verschaffen könne und daher folgern einige, es gäbe überhaupt keine Seligkeit zu erwarten, andere schließen daraus, es gäbe gar kein künftiges Leben.

„Von all diesem nun nehme ich Veranlassung, ihnen zu zeigen, daß sie alle in einem verhängnißvollen Irrthume befangen seien; keines dieser drei Gesetze, die sie kennten, habe die Kraft, sie selig zu machen, und daher seien alle ihre Anstrengungen und Mühen vergebens, und das beweise ich ihnen, indem ich ihnen den Wortlaut ihrer heiligen Bücher oder Veden angebe. Diese armen Menschen haben ein glühendes Verlangen nach dem ewigen Heile, und um dieses zu verdienen, liegen sie der Buße, dem Almosengeben und der Götzenverehrung ob. Diese günstige Gemüthsverfassung benütze ich und sage ihnen, wenn sie selig werden wollten, müßten sie mich hören; ich sei aus sehr entfernten Ländern in der einzigen Absicht gekommen, um ihnen dieses ewige Heil zu verschaffen, indem ich ihnen das geistliche Gesetz brächte, das nach dem Geständnisse ihrer Lehrer verloren worden sei. Ich bequeme mich so ihren Meinungen an, nach dem Beispiel des Apostels, der auch den Athenern den unbekannten Gott predigte. Ich erkläre ihnen weiter, wenn sie dieses vierte Gesetz kennen lernen wollten, müßten sie meine Schüler werden. Auf diese Weise wird ihre Bekehrung sehr leicht. Haben sie sich einmal entschlossen, mich zu ihrem Lehrer zu wählen, so sind sie auch schon von selbst geneigt, die Lehren, die ich ihnen vortrage, willig und gläubig anzunehmen; diese gute Stimmung nimmt zu und schließlich finden sie an meinen Belehrungen recht viel Freude und fassen einen hohen Begriff von den Wahrheiten unserer heiligen Religion. Hiebei kömmt mir eine Landessitte außerordentlich gut zu Statten. Es gibt nämlich hier eine Masse von Sekten, und jeder kann sich frei nach Geschmack und Gutdünken seinen Guru oder geistlichen Lehrer wählen und dessen Leitung sich anvertrauen. In Übereinstimmung mit diesem Gebrauche entschließen sich diejenigen, welche „das Gesetz des geistlichen Heiles“ (so benennen sie das Gesetz, das ich lehre) wieder aufzufinden sich sehnen, leicht, meine Schüler zu werden.“

Eine der ersten Eroberungen, die er auf diese Weise dem Christenthume machte, war ein durch seinen Adel und seine Geistesgaben hervorragender Brahmine, der bereits den Ehrengrad eines Guru, eines geistlichen Lehrers, besaß. Aber nur nach heißem Kampfe ergab er sich der Wahrheit. P. de' Nobili mußte sozusagen jeden Zoll Landes mit Anstrengung erringen, und jede Wahrheit des Christenthums siegreich gegen ihn verfechten. Zwanzig Tage lang und jeden Tag vier bis fünf Stunden dauerte dieser geistige Ringstreit zwischen der Weisheit des Brahminen und der christlichen Lehre. Um den Lesern einen Begriff von den Disputationen zu geben, die P. de' Nobili von da an fast täglich mit dem Brahminen zu übernehmen hatte, und von dem Bildungsgrade der damaligen Brahminen selbst, möge hier eine dieser Unterredungen in Kürze angeführt werden, wie sie P. de' Nobili selbst beschreibt: „Am ersten Tage drehte sich unsere Verhandlung um zwei Punkte: die Vielheit der Götter und die Schöpfung. Unschwer überzeugte ich meinen Gelehrten von der Einheit Gottes durch die Beweise aus der unendlichen Vollkommenheit und absoluten Unabhängigkeit der göttlichen Natur. In Betreff der Schöpfung aber kostete es mehr Mühe. Die Gelehrten hier zu Lande steifen sich auf den Satz, aus Nichts wird Nichts und nehmen daher drei ewige Grundprinzipien an: Gott, einen geistigen und einen materiellen Stoff als das Substrat für die Geister- oder Seelen- und die Körperwelt. Ich führte gegen meinen Brahminen die gewöhnlichen philosophischen Gründe in's Feld, daß der Stoff Gott sein müßte, wenn er nicht geschaffen wäre; dann entwickelte ich ihm, daß Gott, falls er nicht schaffen, d. h. etwas aus Nichts hervorbringen könnte, nicht allmächtig und folglich nicht Gott wäre, weil seine Handlungsweise gleich der der abhängigen und bedingten Ursachen (der s. g. causae secundae) auf die bloße Modifikation der Formen beschränkt wäre. Durch Anwendungen und Vergleiche beleuchtete und erklärte ich diesen Beweisgrund nach allen Seiten hin und schließlich sah er dessen Triftigkeit ein. Am zweiten Tag kam die Seelenwanderung an die Reihe. Er stützte sich hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Stände und Lebensverhältnisse unter den Menschen, die sich nach ihm nur durch die Annahme von dem jetzigen Leben vorausgehenden Verdiensten oder Mißverdiensten befriedigend erklären ließe. Mit den Platonikern hielt er die Seele nicht für die (den Körper bildende und belebende) Wesensform des Körpers, sie sei nur in demselben eingeschlossen wie der Vogel in dem Käfig und das Küchlein im Ei. Ich entgegnete erstens, daß Seele und Leib ein zusammengesetztes Ganze, den Menschen, ausmachen, der lebt, sich verändert, handelt in einer Weise, daß seine Thätigkeiten weder der Seele noch dem Leibe allein angehörten, während Vogel und Käfig keine solche Naturbeziehung zu einander hätten; zweitens, daß die Sünde in gewisser Hinsicht eine unendliche Bosheit in sich begreife und mithin der Unterschied der Lebensstände und das zeitweilige Elend dieses Lebens an und für sich keine Sühnung für die Sünden sein könnten; drittens, daß diese Verschiedenheit der Stände und der Glücksverhältnisse von natürlichen und geschöpflichen Ursachen herrühre, deren Wirkungen Gott nicht nothwendig zu verhindern oder aufzuheben brauche; daß er uns gerade hiedurch die Verächtlichkeit der irdischen Größe, der Reichthümer und sinnlichen Genüsse zeigen wolle im Vergleich zu jenen Gütern, die er uns im andern Leben vorbereitet habe und die wir durch den guten Gebrauch der irdischen Vortheile und durch Geduld im Leiden verdienen könnten. Ich wies ihn sodann auf die Nothwendigkeit einer Abstufung und Unterordnung in jeder wohl eingerichteten Gesellschaft hin; wären alle Könige, so wären sie eben nur Scheinkönige ohne Unterthanen, Heerführer ohne Heer; wären alle Glieder am Leibe Köpfe, welch ein Ungethüm käme da zum Vorschein? Endlich schloß ich mit einer Beweisführung ad hominem: ihr sagt selbst, daß Gott den ersten Brahminen aus seinem Kopfe, den ersten Radscha aus seiner Schulter, den ersten Paria aus seinem Fuße hervorgebracht habe; nun aber konnten weder der erste Brahmine, noch der erste Radscha, noch der erste Paria vor ihrer ersten Entstehung irgend ein Verdienst oder Mißverdienst haben; ich übergehe die anderen Erörterungen; kurz nach zwanzig Tagen wissenschaftlicher Diskussionen erklärte sich der Guru für überwunden, ließ sich vollständig in den christlichen Wahrheiten unterrichten, erhielt die Taufe und in ihr den Namen Albert." So weit P. de' Nobili. Diese erste Bekehrung führte bald zahlreiche andere herbei. Albert wurde selbst Apostel und sein Ansehen und Einfluß und die Macht seiner Gründe beredeten viele seiner Freunde, den neuen christlichen Lehrer zu hören und dann die heilige Taufe zu empfangen. Der Pater hielt dabei folgendes Verfahren inne. Wer, angezogen durch seinen Ruf oder durch die bereits gewonnenen Schüler eingeladen, seine Bekanntschaft zu machen wünschte, ward zu einer wissenschaftlichen Besprechung zugelassen, in der die Grundwahrheiten über Gott und Gottesverehrung erörtert wurden. Zeigte der Betreffende Verlangen nach der Wahrheit und gab er Hoffnung, so ward er auf seine Bitte hin unter die Zahl der Schüler aufgenommen, d. h. er wurde Katechumene, und als solcher wohnte er mit allen übrigen einem regelrechten christlichen Unterrichte während 30—40 Tagen bei; war sein Betragen, sein Eifer und sein Glaube und die Übungen der christlichen Tugenden, des Gebetes und der christlichen Abtödtung allen Anforderungen des Christenthums entsprechend, dann wurde ihm die heilige Taufe gespendet und er wohnte fortan in der Kirche des P. de' Nobili dem Gottesdienste bei. Der Glaubenseifer unter den Neubekehrten war ein rührender. So schreibt P. de' Nobili unter Anderm: „Der Eifer, die Andacht und der Muth des jungen Amator erfüllen mich mit Bewunderung. Er sehnt sich, aus Liebe zu Jesus Christus zu leiden und zu sterben. Das ist der Gegenstand seiner Gedanken, der Stoff seiner Unterhaltungen, der Höhepunkt seiner Wünsche. Gott hat sich seinem Verlangen bereits gnädig erzeigt; denn kaum hatte er die Taufe empfangen, so erhob sich gegen ihn und seinen Vater von Seite eines Pandaram (Lehrer zweiten Ranges) ein großer Sturm. Dieser war bisher ihr Guru gewesen; als solcher verlangte er auch fernerhin die Ehrenbezeigungen und Gaben, die er bisher zu empfangen gewohnt war. Man bedeutete ihm, Vater und Sohn hätten sich einen anderen Guru gewählt und sich dem „geistlichen Gesetze" hingegeben, das sie allein zum Heile führen könnte. Der erzürnte Pandaram läuft zum Palaste des Königs und kommt in Begleitung von Gerichtsdienern zurück, die das Gesetz in Vollzug bringen sollen, welches über jene, die sich weigern, ihren Guru zu bezahlen, verhängt ist. Die beiden eifrigen Christen ließen sich ohne einen Laut der Klage auspfänden. „Durch Gewalt kannst du wohl, sprachen sie, Alles forttragen lassen, was du im Hause findest; uns liegt nichts daran; aber da wir einem andern Gesetze folgen, so können wir dir als unserm Lehrer offenbar nichts mehr verabreichen." Und als er nun mit Gefängniß drohte, entgegnete Amator: „Mein größtes Glück auf dieser Welt wäre, Gefängniß und Verfolgung für eine so erhabene Sache zu erdulden."

Hie und da überschritt die Glaubenszuversicht der Neophyten alle Schranken, und P. Robert hatte Mühe, ihren unzeitigen Eifer zu dämpfen. Unter Anderm hielten die Inder sehr viel auf Gottesurtheile. Eines der beliebtesten bestand darin, den Arm oder auch den ganzen Körper in siedende Butter zu stecken; dabei glaubte man, die Gottheit müsse zu Gunsten der Wahrheit oder Unschuld wunderbar zu Hilfe kommen und den Schuldlosen unverletzt erhalten. P. Robert beklagt sich, daß die Neophyten von den Heiden aufgefordert, die Wahrheit des neuen Glaubens durch solche Gottesurtheile darzuthun, sich nur zu häufig durch ein Übermaß des Eifers trotz seiner Belehrung und seines Verbotes zu dergleichen Dingen hinreißen ließen, und fügt bei: „Gott aber, der auf die Einfalt ihrer Herzen sieht, hat sich gewürdigt, mehr als einmal durch Wunder die Gerechtigkeit ihrer Sache zu bestätigen."

P. de' Nobili beschränkte sich in seinem Seeleneifer nicht bloß auf die Stadt Madura. Durch die angesehensten Neophyten ließ er auch den Fürsten in der Nachbarschaft Madura's Briefe überbringen, um so sie nach und nach für die Heilsbotschaft empfänglich zu stimmen. So schickte er bereits 1609 einen seiner Neubekehrten, Georg, zum Gebieter von Darapuran, ungefähr 30 Meilen nordwestlich von Madura. Er

schrieb ihm von der Nothwendigkeit des Heiles, von der Erkenntniß Gottes und der Ausübung seines heiligen Gesetzes und bot sich an, ihn die Wahrheit und den Weg des ewigen Lebens zu lehren. Darauf hin schickte der Fürst folgende, im indischen Stile abgefaßte Antwort zurück: „Die Augen hinrichtend nach dem Orte, wo die Füße Eurer Herrlichkeit ruhen, und eine Verbeugung machend schreibt der Diener Eurer Herrlichkeit Sarvanaden: Ich bin bereit, Allem zu gehorchen, was Eure Herrlichkeit mir befehlen wird. Ich habe mit Freuden den Brief empfangen . . . Da aber das Land augenblicklich eine Beute vieler Kriege ist, so könnte Eure Herrlichkeit gegenwärtig nicht kommen, wohl aber sobald die Ruhe wird hergestellt sein. Ich flehe, daß das Herz Eurer Gnaden sich nicht betrübe, weil ich es bitte, seine Ankunft ein wenig aufzuschieben.“ Ebenso schickte er einen Boten mit einem Briefe zum Könige von Manamadura (9 Meilen südöstlich von Madura), der ihn gleichfalls mit allen Ehrenbezeugungen empfing und versprach, ihm selbst einen Besuch in Madura abstatten zu wollen.

Unterdessen war in Madura selbst die Arbeit für P. de' Nobili immer umfangreicher geworden. Bereits am 24. Dec. 1608 konnte er schreiben: „Die Neophyten sind voll Eifer für die Bekehrung ihrer Angehörigen, und diese zeigen sich sehr gut gestimmt. Ich bemühe mich, sie nach und nach zu unterrichten; aber ich kann so vielen Arbeiten nicht genügen. Denn die Familien der Christen und auch die der Katechumenen sind sehr zahlreich; zudem melden sich täglich neue, und darunter sind Personen, die durch ihr Vermögen und ihren Rang sich auszeichnen. Ich habe keinen Augenblick Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht, und ich fürchte, so vielen Mühen auf die Dauer nicht gewachsen zu sein. Doch ist, Dank der göttlichen Güte, meine Gesundheit augenblicklich besser als je, und ich hoffe sie bis zur Ankunft eines



Das Leprosenhaus von Cocorita.

Mitarbeiters bewahren zu können. Diese Hilfe ist mir sehr nöthig; aber die Wahl von Ew. Hochwürden (er schreibt an seinen Provinzial) muß auf einen Mann fallen, der voll ist von Seeleneifer, von Andacht und innerlichem Geiste, und der sich sehnt, viel aus Liebe zu Jesus Christus zu leiden.“

Letzteres war in mehr als einer Beziehung nothwendig. Denn trotz der glänzenden Außenseite war das Leben P. de' Nobili's in sich ein sehr hartes. Er hatte auf alle Bequemlichkeit des Lebens verzichtet. Seine Nahrung bestand, wie bemerkt, nur in Reis, Milch, Gemüse und Wasser und auch diese durfte er nur einmal des Tages in sehr bescheidenem Maße zu sich nehmen. Um die Gnade und den Segen Gottes für sein Unternehmen zu erflehen, verpflichtete er sich durch ein Gelübde, diese strenge Lebensweise und die gänzliche Enthaltung von Fleisch und gegohrenen Getränken u. s. f. bis an sein Lebensende unverbrüchlich zu beobachten. Dazu war er fortwährend mit Arbeit überhäuft. Er mußte sich das Studium der Sprachen und der heiligen Bücher angelegen sein lassen, denn von deren Kenntniß war sein Einfluß bei den Heiden bedingt; er mußte bei den so häufigen Besuchen auf alle Einwürfe, Fragen und Schwierigkeiten gefaßt sein und halbe Tage lang mit Ausdauer, ohne Ermüdung und dabei in einer für den Europäer peinlichen und ungewohnten Stellung und Körperlage die wissenschaftlichen Unterredungen und Dispute führen. Mehr als einmal berichtet er in seinen Briefen, daß ihm die Brahminen mit allen Gegengründen und Einwendungen scharf zugesetzt hätten und daß er all' das Scharfsinnige und Tiefe der Spekulation, was er je in Rom bei seinen philosophischen Studien gehört, habe aufbieten müssen, um den gelehrten Brahaminen befriedigende Auskunft zu geben. Dazu kamen noch die täglichen Unterrichtsstunden für die Katechumenen, der Gottesdienst und die Leitung der bereits Getauften, kurz die ganze Regierung einer zahlreichen Christengemeinde und die Spendung der heiligen Sakra=

mente. Außerdem erhob sich von Zeit zu Zeit plötzlich ein Sturm der Verfolgung, erregt von fanatischen Götzenpriestern, der das Leben und Eigenthum der Christen, den Ruf und das Ansehen des Missionärs und den Bestand seiner Kirche in Frage stellte. Man begreift, wie sich daher P. de' Nobili nach Mitarbeitern sehnte. Er hatte jetzt in Madura festen Fuß gefaßt; er hatte thatsächlich gezeigt, wie man den höheren Kasten beikommen und selbe gewinnen könnte; er hatte aus den höchsten Kasten eine blühende und eifrige Christengemeinde sich herangebildet, die Bewegung zum Christenthum nahm täglich weitere Kreise an — die Mission war gegründet. (Forts. folgt.)

Das Leprosenhaus von Cocorita.

Nicht weit von Port of Spain (Port d'Espagne), der Hauptstadt der westindischen Insel Trinidad, befindet sich seit mehreren Jahren eine Anstalt für Aussätzige, das Leprosenhaus von Cocorita genannt. Es liegt am Abhange eines Berges, in einem weiten Garten, aus welchem man die herrlichste Aussicht auf den Golf von Paria genießt. Drei Gebäude bilden die Anstalt; rechts befindet sich ein Haus für die aussätzigen Männer, links für die aussätzigen Frauen und im Hintergrunde des Gartens liegt die Wohnung der Dominikanerinnen, welche diese Anstalt verwalten.

Die guten Schwestern, welche diesem heroischen Liebesdienste ihr Leben gewidmet haben, kamen Ende März 1868 zuerst dort an; es waren ihrer fünf, alle aus der Congregation der hl. Katharina von Siena, deren Mutterhaus zu Bonnay in der Diözese Autun liegt. In ihrer Begleitung fand sich eine fromme Wittwe, die sich gleichfalls dem Dienste der Aussätzigen widmen wollte. Wenige Monate später langten noch vier ihrer Schwestern an und im Monat Juni 1869 stieg ihre Anzahl auf 15; zur nämlichen Zeit zählte man im Spital 70 Aussätzige, theils Männer, theils Frauen, theils Kinder. Welches traurige Schauspiel die Schwestern bei ihrer Ankunft vor Augen hatten, ersehen wir aus folgenden Bruchstücken eines Briefes, den eine der Schwestern an ihre Oberin richtete:



Wohnung der Dominikanerinnen in Cocorita.

„Eine genaue Beschreibung des Aussatzes zu geben, ist unmöglich; bei einigen Kranken greift er nur die Hände oder die Füße oder die Nase oder ein anderes Glied an, welche dann ungeheuer aufzuschwellen und abzufaulen pflegen; bei anderen bedeckt sich das Gesicht mit Auswüchsen, welche den Patienten unkenntlich machen und zu abscheulichen Wunden aufbrechen. Beim Beginn der Krankheit wird die Haut der Weißen röthlich, und die der Neger weißlich. Die abscheulichste Form, unter welcher die Krankheit auftritt, ist der sogenannte Löwenaussatz; derselbe führt diesen Namen, weil er dem Kopfe des Patienten eine große Ähnlichkeit mit einem Löwen verleiht. Einige Aussätzige sterben bald an der Wassersucht, aber andere bringen es trotz ihrer Krankheit zu einem hohen Alter.

Bei unserer Ankunft zeigte sich auf den entstellten Zügen der Aussätzigen ein Lächeln der Freude und Zufriedenheit. Der gegenwärtige Intendant hatte das Loos der Unglücklichen bereits bedeutend verbessert, aber es war ihm nicht gelungen, die Krankensäle anständig einzurichten. Die Betten sind ohne Leinzeug, in der ganzen Anstalt findet sich weder Leinwand- noch Vorrathskammer und die ganze Wäsche bestand hier in einem Ausspülen der mit Eiter bedeckten Lumpen der Kranken."

Was man Kapelle nannte, war ein schrecklich schmutziger Saal, in welchem sich meist die Betten der Kranken befanden und in welchem bald katholischer, bald protestantischer Gottesdienst stattfand. Die erste Sorge der Ordensfrauen war, ein passendes Oratorium einzurichten und ihr kleines Ordenshaus unter den Schutz „U. L. Fr. vom Rosenkranz" zu stellen. Wie es in dem ihnen bestimmten Hause aussah, beschreibt der schon oben angeführte Brief:

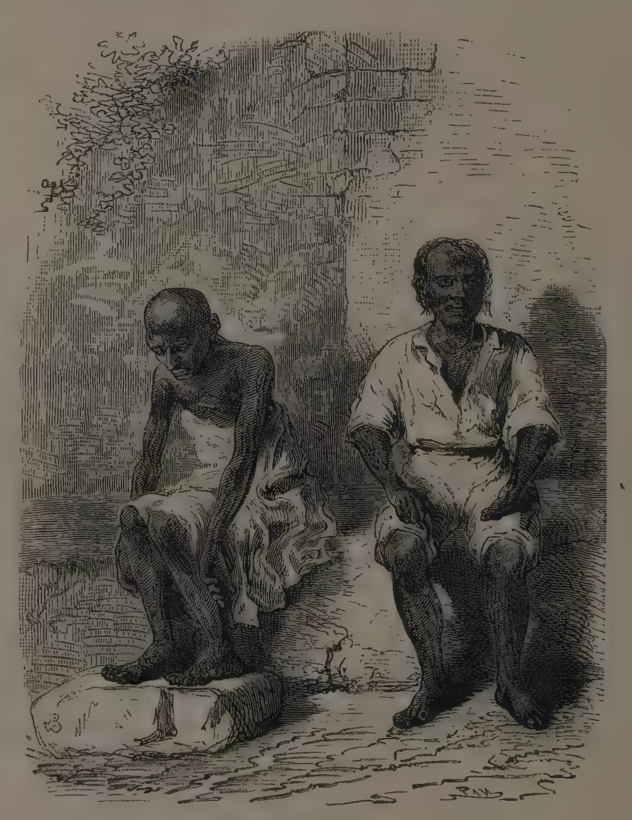
„Als wir in unsere neue Wohnung traten, fanden wir sie bevölkert von einer ganzen Menge schwarzer Wesen — nämlich von Fledermäusen, die uns jede Nacht durch ihr Schwirren stören. Diese unbequemen Gäste haben sich nämlich unter den Dachbalken niedergelassen und die Neger hatten nie gewagt, sie zu vertreiben. Denn das könnte Unglück bringen. Über dem Erdgeschoß befindet sich nur eine Etage, die zur Decke das Dach hat; daher leben wir nothgedrungen mit den Fledermäusen zusammen und es ist uns bis jetzt noch nicht gelungen, sie zu vertreiben. Zu diesen kömmt dann noch die Unzahl von Schnaken, Mücken und anderen Insekten, die nach Belieben ein- und ausfliegen, da in den Fensterlöchern sich keine Scheiben befinden. Nehmen wir dann auch das hinzu, daß die Bretter des Fußbodens fast zollweit auseinander stehen und in das Erdgeschoß hinabsehen

lassen, daß die einzelnen Zimmer nur durch Holzverschläge getrennt sind, und daß die Reinlichkeit kaum besorgt werden kann, so sehen Sie schon, daß man nicht zu fein hier gewöhnt wird. Indessen sind diese Übelstände nichts im Vergleich zum moralischen Elend, das wir vor Augen haben. Unreinlichkeit und Elend in physischer und geistiger Beziehung sind hier im Übermaß vorhanden; allein wir fürchten uns nicht vor dem Kreuze, das der Herr uns hier darbietet. Als wahre Töchter der hl. Katharina von Siena wollen wir „das Bittere für Süßes" nehmen und mit Liebe und Dankbarkeit das Kreuz an unsere Brust drücken."

Die Ordensfrauen machten sich also muthig an die Arbeit und begannen damit, Ordnung in die Anstalt einzuführen. Ihr Versuch gelang über Erwarten und sowohl der hochw. Herr Erzbischof als der Gouverneur bezeugten ihnen bei wiederholten Besuchen ihre volle Zufriedenheit über die Reinlichkeit und Ordnung, die nun in die Krankensäle, die Apotheke und das Magazin eingekehrt waren. Was sie aber mehr tröstete, als diese Lobeserhebungen, waren die Erfolge, die sie bei den Kranken erzielten. Diese konnten nicht ohne tiefe Rührung sehen, wie die Schwestern mit der größten Liebe ihre Wunden verbanden, ihre Geschwüre reinigten u. s. w. Diese Rührung aber blieb nicht unfruchtbar; eine große Anzahl der Kranken beschloß mit dem früheren Leben der Sünde zu brechen und ein neues Leben der Tugend zu beginnen; sogar mehrere protestantische Aussätzige begehrten in die Kirche aufgenommen zu werden, welche den Schwestern diesen Heldenmuth einflößte. Es war am Tage nach dem Feste des hl. Dominikus 1868, als der erste Protestant offen seinem Prediger sagte, er wolle katholisch werden; ein anderer folgte seinem Beispiele. Am Feste der Himmelfahrt taufte der Dominikaner P. Raphael Pierrez in der Kapelle der Anstalt zwei Chinesen, einen Hindu und eine Hindufrau von 60 Jahren [1]; am 16. August, am Feste des hl. Hyacinth, ertheilte Msgr. Ganin an zehn Kranke die erste hl. Kommunion und an siebenzehn die hl. Firmung.

Bald zählte man im Spital eine ganze Menge von Bekehrungen und der segensreiche Einfluß der Schwestern dehnte sich auf die Bewohner des benachbarten Dorfes aus; es waren dieses meistens buddhistische Inder und Neger. Zugleich eröffnete sich ihnen die Aussicht, an der Bekehrung der armen indischen Kinder arbeiten zu können. Der Dominikaner P. Stephan Brosse hatte eine Schule eröffnet, in welcher die Schwestern bald gegen 30 Kinder sammelten. Aber ein schweres Kreuz sollte das so schön blühende Werk noch heimsuchen.

Ende Juli und Anfangs August 1869 erlagen zwei Dominikaner, die PP. Trouche und Mentel, zu Port of Spain einem Anfalle des gelben Fiebers. Seit 17 Jahren hatte diese schreckliche Epidemie die Insel Trinidad verschont; jetzt aber trat sie mit solcher Heftigkeit auf, und zwar ganz besonders unter den noch wenig acclimatisirten Nonnen, daß von den fünfzehn Schwestern in 20 Tagen neun der Krankheit zum Opfer fielen, unter ihnen die Priorin, die Mutter Maria Dominika; vier von den hingerafften Schwestern waren erst seit drei Monaten angekommen; alle brachten mit Freuden Gott das Opfer des Lebens dar und dankten ihm von ganzem Herzen, daß er sie in diese Mission geführt habe. Die sechs gleichsam durch ein Wunder überlebenden Schwestern verloren weder den Muth, noch ließen sie sich in ihrem Entschlusse, den Aussätzigen zu dienen, auch nur einen Augenblick erschüttern; neun Schwestern aus Frankreich kamen ihnen zu Hilfe, und das Werk fährt fort zu blühen, obgleich in jüngster Zeit der Tod wieder Ernte gehalten und zwei der jüngsten Schwestern in der Blüthe der Jahre hinweggemäht hat.



Aussätzige von Cocorita.

Gegenwärtig sind über 100 Aussätzige in der Anstalt von Cocorita, die Ordensfrauen sind 13 an der Zahl. Während des Jahres 1873 wurden 18 erwachsene Aussätzige und 12 aussätzige Kinder getauft; 12 erwachsene Hindu und 10 erwachsene Creolen empfingen ihre erste hl. Kommunion; in der für die Hindukinder errichteten Schule wurden zwischen 40 und 50 Kinder unterrichtet.

Zum Schlusse sei es gestattet, ein Bruchstück aus einem Briefe anzuführen, in welchem die am 20. November 1873 gestorbene Schwester Maria Henriette von den Engeln selbst der Generaloberin ihren nahe bevorstehenden Tod anzeigt:

„Unser lieber Heiland gewährt mir den Trost, Ihnen selbst mein letztes Lebewohl schreiben zu können. O wie dankbar bin ich ihm dafür! Man wird Ihnen mittheilen, wie viele Gnaden, wie viele Leiden, welch' großes Glück er mir seit Donnerstag erwiesen hat. Und heute vielleicht, spätestens morgen, glaube ich, wird der große Tag meines Hinganges sein! O meine Mutter, wie glücklich bin ich! So eben war ich etwas niedergeschlagen durch eine heftige Krisis und ich konnte kaum mein „Amen fiat" sprechen bei dem Gedanken, daß ich

[1] Durch den Kulihandel finden sich auf den westindischen Inseln, und namentlich auf Trinidad eine große Menge von Chinesen und Indern.

vielleicht lange so hinsiechen müßte. Aber ich schaue auf meine geschwollenen Füße, sie sagen mir, daß ich bald abreisen werde, und dieser Gedanke hat mich wieder gehoben .... Ich werde von allen meinen Mitschwestern unsere im Himmel schon weilenden Genossinnen grüßen; beten Sie aber für mich, damit ich bald dort zugelassen werde. Adieu, vielgeliebte Mutter; freuen Sie sich über das Glück Ihrer Tochter, die vom Bräutigam auserwählt und abberufen wurde."

So stirbt man, wenn man so heroische Opfer bringt, wie die Dominikanerinnen von Cocorita.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Su-tschuen (Nordwestliches Vikariat)[1]. (Ermordung vieler Neophyten.) Als wir zuletzt aus der Provinz Su-tschuen Nachrichten mittheilten, lauteten dieselben nicht günstig; sie erzählten uns die Zerstörung einer neugegründeten Station und den Martertod zweier Missionäre im östlichen Vikariate. (1874. S. 18. S. 36 ff. S. 103 ff.) Unsere heutigen Nachrichten kommen aus dem nordwestlichen Vikariat, lauten aber noch ungünstiger, indem sie den Ausbruch einer Verfolgung berichten, welcher schon viele Neophyten und Katechumenen zum Opfer gefallen sind, und welche einen großen Theil dieses Vikariates ganz zu verwüsten droht. Es sind hauptsächlich zwei Mittelpunkte dieser Verfolgung, die Distrikte Lin-tschui (oder Leng-tschu) und Su-lin-hien an der östlichen Grenze des Vikariates von Nordwest-Su-tschuen. Aus dem Distrikte von Lin-tschui rühren die beiden ersten Briefe her, aus Sulin-hien der letzte.

Am 11. Juli 1874 schrieb Herr Eugen Cottin, Missionär in Nordwest-Su-tschuen, an seinen Bruder, einen Pfarrer in der Diözese Belley:

„Ich hatte eine Station am Fuße des Berges eröffnet, der die Grenze zwischen unserem Vikariat und Ost-Su-tschuen bildet; dieselbe gedieh fröhlich; in Zeit von vier Monaten, d. h. von Ostern an, hatten wir daselbst bereits nahe an 100 Katechumenen gewonnen. Ich besuchte diese Station am 6. Juli und am nämlichen Tage schienen die Heiden sich zu unserem Untergange verschworen zu haben. Drei Tage später, am 9. Juli, war Markttag; mehr als tausend Menschen wollten diese Gelegenheit benutzen, um über die Christen, welche auf dem Markte zu Pa-öl-tan zu thun hatten, herzufallen und sie zu tödten. Ohne jegliche Ahnung der ihnen drohenden Gefahr fanden sich die Christen wie gewöhnlich zum Markte ein; die Heiden aber begannen nicht gleich ihren Überfall, weil sie eine möglichst große Anzahl von Christen zusammenkommen lassen wollten. Indessen bemerkte ein junger Neophyt, daß man etwas im Schilde führe, und warnte seine Glaubensgenossen; auf der Stelle wird er ergriffen und getödtet, vier andere Christen theilen sein Loos, 12 werden gefährlich verwundet, dann aber von gutgesinnten Heiden den Händen der Verschwörer entrissen und verpflegt. Seit gestern bin ich ohne Nachrichten, ich höre nur in der Ferne Kanonendonner. Was mag er bedeuten? Unter den Ermordeten war einer getauft, zwei waren auf der obersten, zwei auf der unteren Stufe des Katechumenates. Ein Trost bleibt mir bei diesem Unglück: die Hingemordeten haben sich des Christennamens würdig gezeigt und nichts gethan, was den Angriff rechtfertigen oder entschuldigen könnte; sie hatten mit Niemanden weder einen Streit, noch einen Prozeß, noch irgend einen Zwiespalt; sie sind Opfer des Christenhasses; der liebe Gott wird ihnen also die Palme des Martertodes nicht vorenthalten."

Die Verfolgung, deren Anfang uns Abbé Cottin in seinem Briefe vom 11. Juli beschreibt, hat sich leider weiter ausgedehnt; begonnen in dem kleinen Marktflecken Pa-öl-tan, hat sie den ganzen Distrikt von Lin-tschui ergriffen. Abbé Bompas, welcher neben Herrn Cottin diesen Distrikt verwaltet, schreibt am 29. August 1874:

„Täglich noch tauchen die Verfolger ihre Hände in das Blut unserer Neophyten, und jedes Dorf, in welchem einige Christen wohnten, erlebt die Blutscenen von Pa-öl-tan. Eine große Anzahl von Opfern ist gefallen; von all' den schönen Christengemeinden, die seit zwei oder drei Jahren in diesem Distrikte gegründet wurden, werden bald nur mehr wenig zerstreute Trümmer übrig bleiben.

Auf den Kopf von Abbé Cottin ist ein Preis von 600 Taëls (3840 *M.*) gesetzt. Unser Mitbruder hat deßhalb fliehen müssen und ist nach Ttsching-tu-su, der Hauptstadt der Provinz, gereist, um bei unserem apostolischen Vikar, Msgr. Pinchon, und beim Vicekönig Hilfe zu suchen. Ob sie etwas thun können, weiß ich nicht; ich glaube aber, daß wir unsere Hoffnung auf Gott allein setzen müssen.

Während Mord, Brand und Plünderung den Distrikt von Lin-tschui heimsuchen, bleibt der mit der Verwaltung dieses Distriktes beauftragte Mandarin ruhig in seinem Ja-men (Amtshause), ohne sich um das zu kümmern, was ringsherum vorgeht. Wenn ein Christ eine Klage vorbringt, so heißt es: „Ihr seid alle Verleumder; zwischen Heiden und Christen herrscht Frieden; gehet nur ruhig nach Hause." In Tsching-tu-su scheint ein ebenso schlechter Wille die Oberhand zu haben. Seit mehr als anderthalb Monaten haben wir unsere Klage eingereicht, aber bis jetzt ist von dorther kein Befehl zum Schutze des Lebens und Vermögens unserer Neophyten gekommen. Daher rauben und plündern die Verfolger ohne alle Furcht vor Strafe.

Wenn ich einigen Briefen Glauben schenken darf, die ich erhalten habe, so verhält es sich mehr oder weniger ähnlich im ganzen Reich. Die Ereignisse in Tongkin haben hier einen traurigen Einfluß ausgeübt; es unterliegt keinem Zweifel, daß man zuletzt alle Missionäre vertreiben wird, wenn die europäischen Staaten nur durch leere diplomatische Verhandlungen für sie einschreiten."

Noch trauriger lautet der Bericht des Herrn Coupat aus dem Distrikte Su-lin-hien. Er schreibt am 1. Juli 1874 an Herrn Rousseille, Procurator des Pariser Seminars der ausw. Missionen in Rom:

„Die Verfolgung hat meinen Distrikt ergriffen; Martyrerblut ist geflossen. Gott allein weiß, wie die Sache enden mag,

---

[1] Einige geographische und statistische Notizen über Su-tschuen, die ausgedehnteste unter den achtzehn Provinzen China's, und über ihre Bedeutung für die Mission haben wir bereits im vorigen Jahrgange nach den Mittheilungen des hochw. Herrn Desflèches gegeben, des apostol. Vikars von Ost-Su-tschuen. (1874. S. 18 ff.)

aber ich hoffe, daß dieses Blut, wie immer, sich als eine reiche Saat von Christen erweisen wird.

Im vorigen Jahre, wenige Tage vor dem Rosenkranzfeste, kam ich in die Stadt Su-lin-hien und befand mich gleich mitten im Sturme, gegen den mein Vorgänger, der chinesische Priester P. Philipp Juin, seit zwei Monaten ankämpfte. Dieser Sturm war angefacht worden durch den neuen Mandarin von Pa-su-lin. Kaum hatte dieser nämlich Besitz von seinem Posten ergriffen, als er einen Bericht über die Audienz der europäischen Gesandten beim Kaiser von China veröffentlichte, in welchem die Gesandten lächerlich gemacht und so der Haß der Chinesen gegen die Europäer angeregt wurde[1]. In allen Straßen, in allen Wirths- und Theehäusern der Stadt und der 48 zum Distrikt gehörigen Flecken wurde der Bericht angeschlagen. Als das Volk die Absichten des Mandarins merkte, verbreitete man bald Drohungen gegen die Fremden und gegen die Christen. Ein Gelehrter gab sich daran, eine neue Schmähschrift gegen die Europäer zu verfassen; es war aber darin wenig die Rede von den Gesandten und den Consuln, aber um so mehr von den Missionären, den Christen, den Geheimnissen unserer heiligen Religion; der göttliche Heiland und seine heiligste Mutter wurden darin auf die schmählichste Weise beschimpft.

„Auf jede Weise," so lautete das Endresultat dieser Schrift, „muß dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ein Ende gemacht werden. Die Gesandten zu Peking und die Consuln in den Hafenstädten sind bloß deßhalb vorhanden, weil es im Innern des Reiches Missionäre und Tausende von Christenhunden gibt. Immer sind es die Missionäre, die vorangehen und den Barbaren-Königen des Westens die Wege eröffnen; sie müssen wir daher zuerst tödten, dann die Christen ermorden, und unser Reich wird seinen alten Glanz wieder gewinnen und wir werden die Wohlthäter des Menschengeschlechtes sein. Jede Familie also suche, ob sich in ihrer Mitte Christen befinden; finden sich deren, so muß man sie unter Todesstrafe zum Abfalle zwingen. Wenn jede Familie so handelt, werden die Märkte, Städte und Provinzen bald von der Pest des Christenthums befreit sein."

Diese Schmähschrift unterzeichnete der Gelehrte mit vier seiner Freunde und begann deren Vertheilung. Einige Christen erhielten Kenntniß davon und brachten sie mir; ich aber sendete sie an Msgr. Pinchon, damit dieser beim Vicekönig die nöthigen Schritte thue. In der That erhielt sowohl der Mandarin für die Veröffentlichung des lächerlichen Berichtes über die Audienz der Gesandten einen officiellen Verweis, als wurde auch gegen den Gelehrten wegen der Schmähschrift eine Untersuchung eingeleitet. Eine zur nämlichen Zeit zu Gunsten der Christen erlassene Proklamation des Vicekönigs von Su-tschuen schreckte unsere Feinde und gab unserer jungen Kirche den Frieden wieder. Derselbe dauerte bis zum Mai dieses Jahres und wurde gut benützt. Mit Hilfe Gottes konnte ich 123 Erwachsene taufen, 200 Neophyten zur höchsten und beinahe 1000 Heiden zur unteren Stufe des Katechumenates zulassen. Dieser Erfolg war zu glänzend, als daß der Feind alles Guten nicht hätte suchen sollen, uns Schwierigkeiten zu bereiten.

Am 13. des 4. Mondes (28. Mai) stellten in einem großen Marktflecken, der Heimath jenes Schmähschriften-Verfassers, drei Familien an ihre christlichen Mitglieder die Forderung, auf der Stelle ihren Glauben zu verläugnen, wenn sie nicht aus dem Flecken vertrieben werden wollten. Ein junger Mann, dem ich schon seit zwei Monaten die heilige Taufe versprochen hatte, nahm darauf das Wort: „Wir sind Christen," sagte er, „wohnen hier seit unserer Geburt und haben kein Verbrechen begangen; weßhalb verlangt ihr denn, daß wir unsere Religion aufgeben?" Diese ruhige Vertheidigung erregte den Zorn einiger Umstehenden; einer zog ein Messer und bringt dem Jüngling eine tiefe Wunde bei; umsonst ruft dieser um Hilfe, die anderen Christen haben alle die Flucht ergriffen. „Für dieses Mal wollen wir dich begnadigen, Christenhund," sagt man darauf zu ihm. „Fliehe nur rasch und nie möge dein Athem die Geister des hiesigen Ortes betrüben." Der Jüngling schleppte sich fort, so gut er konnte, und kam fünf Tage später fast sterbend bei mir an.

Am 19. des 4. Mondes (3. Juni) riefen die durch ihren ersten Erfolg vom 13. ermuthigten Verfolger die Nationalgarde zum Kampfe gegen die Christen auf. „Wir haben," hieß es, „diese verfluchte Race verjagt; jetzt gilt es jede Spur ihres Gottesdienstes und Alles, was sie von den großen Teufeln des Westens erhalten haben, zu zerstören. Verbrennen wir also das Haus, in welchem sie sich versammelten." Wie gesagt, so gethan; das Häuschen, welches wir seit fünf Monaten gemiethet hatten, wurde zerstört, Altar, Leuchter und Alles, was sie vorfanden, zerbrochen, die Trümmer an's nahe Flußufer geschleppt, dort als Freudenfeuer angezündet, die Reste und die Asche in's Wasser geworfen.

Am 20. (4. Juni) Abends brachten mir die Christen, welche sich in der Nähe versteckt gehalten hatten, diese traurige Nachricht; sofort theilte ich sie dem Mandarin mit, erhielt aber nur schöne Versprechen. „Der Priester soll ruhig sein, wir werden die Sache schon in Ordnung bringen." Schöne Ordnung! Wir waren noch nicht am Ende. Am 22. (6. Juni) überfielen unsere Verfolger die Station Hua-ngay-tschang, zwanzig Neophyten wurden gefangen genommen, zwölf davon fielen ab, fünf entflohen, nur drei bestanden den Kampf. Alle waren erst Katechumenen und sollten am Ende des Jahres die heilige Taufe empfangen. Der Führer der Nationalgarde stellte ein langes Verhör mit den drei Neophyten an, wobei dann jede Frage, die nicht nach seinem Sinne beantwortet wurde, eine grausame Bastonnade zur Folge hatte; aber alle Schläge reichten nicht hin, sie zum Abfall von einem Glauben zu bewegen, den sie kaum anfingen zu lernen; sie starben unter den Streichen und empfingen so die Bluttaufe; ihre Namen sind Peter Fàn, einer aus der Gelehrtenzunft, welcher seine erste Prüfung bestanden hatte, Paul Fu, Dorfvorsteher, und Andreas Tschöu, Kaufmann. „Eure drei Christen sind gestorben," erzählte mir nachher ein Heide, „indem sie sagten: Jesus, rette mich! Maria, stehe mir bei." Als ein Mandarin zehn Tage später beauftragt wurde, die gerichtliche Obduction der drei Leichen vorzunehmen, fand er alle drei ganz unverwesen, als wären sie eben erst gestorben. „Welche Medicin hast du ihnen gegeben," fragte er mich, „daß sie so standhaft waren? sie hätten ja abfallen und später wieder zum Glauben zurückkehren können, wenn der Sturm vorbei ist."

Der Tod dieser drei Neophyten war nicht das einzige Unglück, das uns traf. Eine große Zahl von Christen wurde ausgeplündert, geschlagen, vertrieben; zwei Familien sahen ihre Häuser und Güter zerstört und jetzt bin ich von Christen umgeben, die nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen. Andere, weniger stark, haben den Glauben verläugnet. Überall herrscht Schrecken; wenn Gott nicht bald hilft, weiß ich nicht, was ge-

[1] Wir haben dieses curiose Aktenstück mitgetheilt 1874. S. 43 f.

schehen wird. Am 22. des 4. Mondes wurden meine drei Christen ermordet, am 8. des 5. Mondes (21. Juni) erst kam ein Obermandarin mit 7—800 Soldaten, um den Unordnungen ein Ende zu machen. Er ist jetzt noch immer hier; ich sehe ihn ziemlich oft und er macht mir schöne Versprechen — aber die Mörder der drei Neophyten gehen noch immer frei umher und der Mandarin des Ortes thut sein Möglichstes, um sich zu entschuldigen und die Christen anzuschwärzen. Unsere Gegner



P. Paul Abbona mit vier birmesischen Jünglingen.

sagen offen heraus: Sobald die Soldaten fort sind, wollen wir den europäischen Teufel fangen und die von ihm begonnene Kirche zerstören. Ach, ich bin der Gnade des Martertodes nicht würdig! Unterdessen habe ich die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um nicht leichtsinnig in ihre Hände zu fallen, und bleibe ruhig auf meinem Posten. Möge der allerheiligste

Wille Gottes sich an mir erfüllen! Meine Pflicht ist es, meine Neophyten zu ermuthigen, denn ihr Glaube wäre in größter Gefahr, wenn ich fliehen würde. Trotz meiner traurigen Lage bin ich munter und froh. Am Ende bin ich doch nicht besser als viele meiner Mitbrüder, die gegenwärtig in Europa Verfolgung erdulden. Sind diese Verfolgungen in christlichen Ländern nicht viel trauriger und unerklärlicher? Aber wir gehören ja alle zur streitenden Kirche. Selig, die den Kampf führen bis zum Ende!

Bevor ich meinen Brief schließe, will ich noch Einiges über Su-lin-hien sagen. Diese Stadt ist unter allen Städten der Provinz Su-tschuen die abergläubigste. Kwang-in, die Venus der Chinesen, ist hier geboren und steht hier in hohen Ehren; jährlich im 2. Monde ist ihr Tempel ein sehr besuchter Wallfahrtsort, zu dem man von 50—60 Stunden weit in der Runde pilgert. Kwang-in, so erzählt man, war die dritte Tochter des Königs Miao-tschuang-wang von Su-tschuen; sie ging häufig in eine nahe beim Palast ihres Vaters liegende Pagode und begann dort ein ausschweifendes Leben zu führen; erzürnt darüber ließ ihr Vater die Pagode in Brand stecken, während Kwang-in sich darin befand, und so verbrannte sie mit den Bonzen und der Pagode. Die am Tempel von Kwang-te-se angestellten Bonzen erzählen die Geschichte auf etwas verschiedene Weise. Zufällig sei das Feuer entstanden, während Kwang-in Weihrauch darbrachte, und man habe in den Flammen die Prinzessin sich in die Lüfte erheben und nach dem Süden hin entschweben gesehen. Nachdem das Feuer gelöscht worden, habe man ihren Körper glänzend wie Gold und durchsichtig wie Bernstein gefunden. Man habe ihn in einer Urne beigesetzt, später aber sei dieselbe von einer vornehmen Person geöffnet worden und ein Schatten, an Form und Schönheit Kwang-in gleich, sei daraus hervorgekommen. So habe man gewußt, daß Kwang-in aus dem Süden zurückgekehrt sei, und sogleich sei mit dem Bau eines prächtigen Tempels zu ihrer Ehre begonnen worden. Um ihrer Erzählung mehr Glauben zu verschaffen, verfehlen die Bonzen nie, hinzuzufügen, daß mehrere Kaiser der früheren Dynastien zum Tempel von Kwang-in Wallfahrten unternommen hätten. Der Tempel selbst liegt auf einem Hügel, etwa eine Viertelstunde westlich von der Stadt; er ist ungeheuer groß, hat aber in architektonischer Rücksicht nichts Bemerkenswerthes; an manchen Stellen ist er sehr verfallen, die Bonzen jedoch, alle starke Opiumraucher, finden nicht die Mittel zu den sehr nöthigen Reparaturen. Die Stadt Su-lin-hien hat in und bei ihren Mauern wenigstens 40 Tempel und Bonzenklöster — ein Beweis, daß die Einwohner nicht geizig sind, wenn es sich um ihre Götzen und deren Altäre handelt. Ganz in neuester Zeit hat man den Tempel Wen-miao wieder aufgebaut, den die Rebellen vor zehn Jahren zerstört hatten; für diese Arbeit hat man 13 Wan Silber aufgewendet, ein Wan Silber aber beträgt 80,000 Franken (64,000 *M.*), das ist also über eine Million, welche Satan erhält, er wird also auch wohl seinen Antheil haben an der gegen uns erregten Verfolgung. Herr Papin, der älteste von uns Missionären, schrieb mir vor wenigen Tagen:

„Dieser Sturm der Geister der Finsterniß und ihrer Anhänger ist nicht auffallend; das Gegentheil könnte viel eher unser Erstaunen erregen. Wie, Sie wollen den Satan in seiner stärksten Festung von Su-tschuen angreifen! Sie wollen die große Diana der Chinesen aus ihrem Heiligthum vertreiben, und Sie meinen, daß die Hölle nicht gegen Sie wüthen werde! Unter diesen Umständen aber ist das Gebet die einzige Waffe; beten Sie viel, beten Sie stets, beten Sie ohne Unterlaß."

Ich empfehle denn auch Ihren Gebeten meinen Distrikt, seine zahlreichen Neophyten und die begonnenen Werke. Mit Ausnahme einiger Gelehrten, die das Volk aufregen, sind die Bewohner Su-lin-hiens gut gegen uns gesinnt und hören gerne unsere Lehre. Im vorigen Jahre habe ich ein bescheidenes Kirchlein zu Ehren der unbefleckten Jungfrau begonnen; wie gerne möchte ich, daß es an Schönheit die Pagoden überträfe, aber meine geringen Mittel erlauben das nicht. Ich tröste mich, indem ich an das Senfkörnlein denke. Seit sechs Jahren hat sich die Zahl der Christen in Su-lin-hien mehr als verdoppelt; gegen 2000 Personen verlangen gegenwärtig die Taufe; ein Missionär hat seinen beständigen Sitz da, eine Kirche zu Ehren der Unbefleckten erhebt sich langsam — ist es nicht die Gnade Gottes, welche diese Wunder wirkt? Möchte ich stets ein fügsames Werkzeug in der Hand Gottes bleiben!

P. S. 15. Juli 1874. Unsere Feinde erheben sich drohender als je. In zwei oder drei Marktflecken hat man auf meinen Kopf einen Preis gesetzt; auch die in meinen Diensten stehenden Personen laufen die größte Gefahr.

Birmanien.

Im eben verflossenen Jahre (1874) starb ein um Birmanien hochverdienter Missionär, P. Paul Abbona aus der Congregation der Oblaten der allerseligsten Jungfrau. Geboren 1807 zu Monchiero in der Diözese Alba (Abruzzen), hatte er, das Kind armer Eltern, von frühester Jugend an hart zu arbeiten. Bald erwachte zwar in dem begabten Knaben das Verlangen, sich den Studien zu widmen und Priester zu werden; allein der bedrängten Vermögensverhältnisse wegen wollte sein Vater nichts davon wissen. Er mußte bis zu seinem 16. Jahre den Arbeiten des Landbaues obliegen. Da endlich legte eine seiner Verwandten, die, von des Knaben Frömmigkeit und besonders von seinem außerordentlich glücklichen Gedächtnisse (er konnte eine gehörte Predigt nachher wörtlich wiederholen) eingenommen, viel von ihm sich versprach, bei seinem Vater so dringliche Fürbitte ein, daß er zuletzt sich für den langgehegten Wunsch seines Sohnes entschied. Paul wurde Priester und trat 1831 in die Congregation der Oblaten ein. Nicht lange hernach bot der hl. Stuhl diesen Religiosen die schwierige Mission von Ava und Pegu in Birmanien (Hinterindien) an, die nacheinander von den Franziskanern, Jesuiten und Barnabiten verwaltet worden, aber damals fast völlig verwaist war. P. Abbona flehte um die Gnade des Berufes zur fernen Heidenmission. Und seine Bitte war nicht vergebens. Vom Segen des heiligen Vaters, des damals glorreich regierenden Papstes Gregors XVI., begleitet, reiste er mit zwei Gefährten am 13. August 1839 von Rom in seine Mission ab. Der Schauplatz seiner Thätigkeit war hauptsächlich Mulmein. Auch die Bekehrung der Karenen (vgl. diese Zeitschrift 1873. S. 112 u. 113) ließ er sich eifrigst angelegen sein. Einer der vorzüglichsten Beweise seines Eifers und seines Erfolges war die Kirche von Mandala. Er verstand es ausgezeichnet, die Herzen seiner Neubekehrten sich zu gewinnen; überhaupt machte sich in allen Kreisen, in denen er auftrat, sein Einfluß in überlegener Weise geltend. Dafür spricht namentlich das Ansehen, das er am kaiserlichen Hofe und beim Kaiser selbst genoß. Diese Geltung des Missionärs war für die Sache der Religion von nicht geringer Bedeutung. Der Kaiser von Birmanien beschützte die Missionäre und die Christen seines Reiches und verkündete seinen Unterthanen laut und unverhohlen diese seine Willensstimmung. So war zu einer Zeit, wo so viele christliche Fürsten dem Papste Kummer und Schmerz verursachten, der Kaiser von Birmanien mehrfach ein Trost für das bedrängte Oberhaupt der Kirche.

Zur Zeit des Concils wollte er jedem der Bischöfe ein goldenes, mit Rubinen geschmücktes Kreuz schenken, und zu diesem Vorhaben hatte ihn gerade P. Abbona vermocht.

Mit dem Jahre 1854 war die Mission von Ava und Pegu an das Seminar der auswärtigen Missionen von Paris übergegangen. P. Abbona setzte seine Thätigkeit fort und man verdankt großentheils seinem Rathe die für die Entwickelung der Mission so segensreiche Eintheilung des weitschichtigen Arbeitsfeldes in mehrere Vikariate. Wir haben über diese Eintheilung schon früher berichtet (vgl. diese Zeitschrift 1873. S. 111). P. Abbona führte mehrmals das Amt eines Provikars; auch reiste er zweimal im Auftrage und auf Kosten des Kaisers von Birmanien nach Europa; das erste Mal 1858, um dem Papste ein kaiserliches Schreiben zu überbringen; das zweite Mal, 1872, hatte er einige junge Birmesen zu begleiten, die sich nach dem Wunsche ihres Herrschers mit der europäischen Bildung und Civilisation bekannt machen sollten. Unsere Abbildung zeigt ihn in Mitte dieser Jünglinge. Seine geliebte Mission sollte er aber nicht wiedersehen. An 33 Jahre hatte er bei einer bewunderungswürdig festen Gesundheit in seiner Mission gearbeitet — er starb, wenn nicht auf dem Missionsfelde, so doch in der Ausübung seiner priesterlichen Thätigkeit, während er zu Boves in der Diözese Cuneo (Coni) die heiligen Exercitien gab. R. i. p.

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

Über den Stand des amerikanischen Seminars in Löwen schreibt uns der hochw. Herr Pulsers, Director der Anstalt [1], unter dem 2. December 1874:

Dürfte ich Sie bitten, folgende Zeilen in Ihre uns so liebe Missionszeitschrift gütigst aufnehmen zu wollen, als ein Zeugniß unseres innigsten Dankes gegen Gott, welcher auch letztes Jahr wieder so sichtbar über unserm Seminar gewaltet hat.

Zu den 173 Priestern, welche aus unserer Anstalt seit den wenigen Jahren ihres Bestehens nach Amerika abgingen, konnten wir dieses Jahr neun hinzufügen. Diese vertheilen sich folgendermaßen auf das so ausgedehnte Gebiet der Vereinigten Staaten: Jos. Leroy (Diözese Lüttich) ging nach der Insel Vancouver; Jaspers (Diözese Osnabrück) in die Diözese Hartford; Lambert Conrardy (Diözese Lüttich) in die Erzdiözese Oregon-City; Ferdinand Kolb (Erzdiözese Freiburg) in die Diözese Buffalo; Caspar Ignat. Withopf (Erzdiözese Freiburg) in die Diözese Alton; Thomas Broderick in seine Heimathsdiözese Hartford; Heinrich Jacob Kellenaers (Diözese Roermond) in die Diözese Louisville; Gerard Van Lin (Diözese Roermond) in die Erzdiözese Oregon-City; endlich Joseph Carmans (Erzdiözese Köln) in die Diözese Louisville. Alle sind glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, wo so für das nächste dringendste Bedürfniß also wieder gesorgt ist.

Indessen bereiten sich hier dieses Jahr zu ihrem priesterlichen Berufe in Amerika 39 Theologen vor. Unter diesen sind fünfzehn Deutsche, neun Holländer, vier Belgier, einer aus dem Großherzogthum Luxemburg, fünf Amerikaner, drei Irländer und zwei Franzosen. So viele Theologen zählte unser Seminar bisher noch selten. Acht andere Zöglinge studieren in verschiedenen belgischen Seminarien die Philosophie, um nächstes Jahr in unserm Seminar zu Löwen die Theologie zu beginnen. Diese acht zählen ausnahmsweise zu den Unsrigen, da in der Regel nur solche Aufnahme finden, welche die philosophischen Studien bereits absolvirt haben.

Wir wünschen nichts sehnlicher, als die Aufnahme einer stets wachsenden Zahl zu ermöglichen, damit immer mehr Priester für die Vereinigten Staaten Amerika's ausgebildet werden. Denn wahrlich die Noth ist dort sehr groß! — Nach einem vieljährigen Missionsleben in Nordamerika kennen wir die dortigen Bedürfnisse aus eigener Anschauung und die Briefe, welche uns fortwährend von Bischöfen und Missionären zukommen, enthalten fast jedesmal einen dringenden Nothruf um Unterstützung durch neue tüchtige und fromme Priester. Überall ist Priestermangel; aber am fühlbarsten zeigt er sich bei den eingewanderten Katholiken aus Deutschland. Wo ein Priester sich derselben annehmen kann, hat er großen Trost und Segen, aber Unzählige verlieren leider den Glauben, weil sie der katholischen Seelsorge entbehren müssen. Alle Alumnen unseres Seminars, welche das Deutsche nicht bereits kennen, verlegen sich darum auch mit Eifer auf die Erlernung desselben, und die Bischöfe unterlassen nicht, fortwährend darauf zu dringen.

So arbeiten wir denn muthig voran. Es ist wahr, das amerikanische Seminar hat keine Fonds, welche dessen künftigen Bestand sicher stellen; allein Dank großmüthigen Unterstützungen, die uns zu gelegener Zeit zufließen, erhält sich die Anstalt fort. Die göttliche Vorsehung will uns dadurch ohne Zweifel erkennen lassen, wie theuer ihr eine Anstalt sei, welche einzig die Arbeit für das Heil der Seelen zu ihrer Aufgabe hat, und so unser Vertrauen und unsere Opferwilligkeit vermehren. Wir sind darum auch fortwährend darauf bedacht, das Seminar möglichst zu erweitern und dessen Einrichtung zu vervollkommnen, damit so den Absichten Gottes immer besser entsprochen werde, sowie auch der Erwartung der Alumnen, welche sich den Missionen in Amerika, wo allem Anscheine nach der Kirche eine so blühende Zukunft bevorsteht, widmen wollen.

[1] Sollte Jemand im Interesse der nordamerikanischen Missionen nähere Auskunft über diese Anstalt wünschen, so kann er sich mit Vertrauen an genannten Herrn wenden. Adresse: Monsieur l'abbé Pulsers, directeur du collège américain à Louvain (Belg.).

Miscellen.

Protestantische Mission in Indien. Die Zeugnisse, welche Marshall über die Erfolge oder vielmehr Nicht-Erfolge der protestantischen Missionen gesammelt hat, sind zwar aus protestantischen Schriftstellern genommen und scheinen deßhalb als unparteiische Urtheile allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu besitzen. Trotzdem will man ihnen diese jetzt von gegnerischer Seite streitig machen und Marshalls Werk als eine Parteischrift ohne alle Auctorität darstellen. Ob damit für die protestantischen Missionen etwas gewonnen wird? Wir glauben es nicht, denn wenn alle Zeugnisse Marshalls nichts bewiesen, ließen sich noch andere genug sammeln, die eben das Nämliche darthun würden, was jene beweisen sollten, nämlich daß die positiven Erfolge der protestantischen Sendboten so ziemlich gleich Null sind. Ein Zeugniß aus jüngster Zeit erhalten wir aus Indien.

Im Beginn des Jahres 1873 versammelten sich 120 Prediger aller Sekten zu einer großen Conferenz in Allahabad, welche die öffentliche

Meinung in Betreff der protestantischen Mission Indiens und ihre Erfolge beeinflussen sollte. Selbst zwei berühmte Männer, Sir Bartle Frere, früher Gouverneur von Bombay, und Lord Napier, früher Gouverneur von Madras, glaubten den glänzenden Stand der protestantischen Missionen in Reden und Schriften behaupten zu dürfen. Darauf hin stellte der Erzbischof von Canterbury an seine allergnädigste Königin und Päpstin Victoria die Bitte, in allen Gebieten der britischen Herrschaft einen öffentlichen Bettag anzusagen, um für die erzielten Erfolge zu danken und neue Gnaden zu erflehen. Das war ein Jubel in Exeter Hall! Welche glänzenden Siege muß die anglikanische Kirche erfochten haben, wenn das ganze Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, ein Dankfest feiern zu müssen glaubt! Leider fuhr gar bald in diese Gluth der Begeisterung ein kalter Wasserstrahl. Die drei anglikanischen Bischöfe Indiens, Milman von Calcutta, Gall von Madras und Douglas von Bombay kamen zusammen in Nagpur; der Gegenstand ihrer Verhandlungen war die indische Mission, die Frucht zwei Synodalbriefe, der eine an die Erzbischöfe und Bischöfe der anglikanischen Kirche, der andere an die anglikanischen Prediger und Laien Indiens. Der erste Brief nun gibt die Antwort auf die glänzenden Schilderungen Frere's und Napiers und auf das von Regierungswegen commandirte Dankfest. Alle drei Bischöfe haben den Brief unterzeichnet, er ist also der vollgiltige Ausdruck der ersten Glieder der anglikanischen Kirche Indiens; die drei Bischöfe gehören verschiedenen Richtungen in ihrer Kirche an — ihr einstimmiges Urtheil über die indische Mission ist also um so werthvoller. Es lautet wörtlich wie folgt:

„Wir würden euch in Irrthum führen, wenn wir euch sagen wollten, daß ein tieferer Eindruck allgemein hervorgebracht sei und daß Indiens Bekehrung nahe bevorstehe . . . In der That, wenn wir unsere Augen auf die Arbeiten der Missionen, und insbesondere auf die Missionen unserer Kirche lenken, so müssen wir gestehen, daß sie im Allgemeinen mehr in einem Zustande der Stagnation als des Fortschrittes begriffen sind. Es scheint, daß ihnen die Kraft mangelt, zu erbauen, und folglich auch die Kraft, zu bekehren. Die Bekehrten ihrerseits schreiten so wenig voran im christlichen Leben, daß sie durchaus nicht der Sauerteig sind, der geeignet wäre, die Masse ihrer Mitbürger anregend zu durchdringen. Ferner gewinnen die Missionen keine Männer von Bildung und Erziehung für Christus, selbst nicht aus denen, die in unseren Schulen unterrichtet worden sind. Die gebildeten Eingeborenen bleiben — und das ist die allgemeine Regel — der Wahrheit fern; sie verharren in einem Zustand geistiger Leere, in dem sie eine Zeit lang unentschieden schwanken zwischen einem Atheismus, der ihrer Vernunft widerstreitet, und einem Christenthum, das unfähig ist, ihre Befürchtungen und Abneigungen zu überwinden und ihren Gehorsam zu erobern. Wir constatiren diesen Sachverhalt, nicht um das, was geschehen ist, in Verruf zu bringen, noch viel weniger um auf die Anstrengungen, die man machen könnte, entmuthigend einzuwirken — aber wir sind verpflichtet, Indien so darzustellen, wie es ist, und jede Täuschung zu zerstören, die an einen hervorragenden religiösen Erfolg glaubt, eine Täuschung, die sich aus offiziellen Berichten und anderen, von respektablen Männern ausgegangenen herschreibt."

Ein deutscher Schulmeister in Japan. Bekanntlich hat sich Japan von Deutschland, und speziell von Preußen, Schulmeister verschrieben, die bereits tüchtig an der Arbeit sind. Baron Hübner hatte Gelegenheit, eine solche deutsche Schule in Jeddo zu besuchen. Er erzählt davon Folgendes:

„Ich fand ein Dutzend Knaben, welche im Chor den Satz wiederholen mußten: „Der arme Mann will sein wie der reiche Mann." Zuweilen irrten sie sich und sagten: „Der Reiche will sein wie der Arme." Der deutsche Sprachlehrer war darüber schrecklich böse: „Arimasen," rief er mit strengem Tone, „arimasen, nicht, nicht!" Und die Knaben sagten wieder im Chore: „Der ar—me — Mann — will — nicht — sein — wie — der — reiche." Da wurde der Lehrer noch viel zorniger. Die japanesischen Kehlköpfe konnten das Wort „reich" gar nicht hervorbringen. Ich glaube in meinem Leben noch nicht herzlicher gelacht zu haben. Die Jungen werden wahrscheinlich das Deutsche wieder vergessen; noch wahrscheinlicher werden sie es nie erlernen. Sie werden höchstens den Satz behalten, daß Reichthum mehr werth sei als Armuth; ein Satz, der freilich nicht im Evangelium steht."

Um wie viel vernünftiger und erfolgreicher sind denn doch die Bemühungen der katholischen Missionäre, welche nach Japan reisen, um die Unglücklichen in der christlichen Wahrheit zu unterrichten!

Für Missionszwecke.

Für den Loskauf annamitischer Christinnen, bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:

Von J. H. in Ü.	fl.	9. —
v. d. S., Priester der Diözese Münster	Thlr.	6. 20 sgr.

Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:

Aus Stift Ossegg	*M.*	20. —
Aus Ulm	fl.	30. —
Aus H. in Bayern. Von einer Sammlerin	fl.	20. —
„Daß Gott die Schulen Deutschlands im christlichen Geiste erhalten wolle"	Thlr.	10. 5 sgr.
Aus Saulgau	fl.	86. —
Aus Herbertingen	fl.	14. —
Aus Düren: „Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg"	Thlr.	25. —

Für die Mission des P. Horner in Sansibar:

Aus Mosbach. Von den Mitgliedern des lebendigen Rosenkranzes	fl.	7. 30 kr.
Bei Gelegenheit der hl. Exercitien im Bischöflichen Clerikal-Seminar Regensburg, durch Herder & Co. in München	fl.	12. 41 kr.
„Herr, sei mir armen Sünder gnädig"	Thlr.	100. —
„Heiliger Franz Xaver, bitte für einen katholischen Priester"	Thlr.	100. —
„Jesus, Barmherzigkeit!"	Thlr.	10. —
„Illuminare his, qui in tenebris et in umbra mortis sedent"	Thlr.	25. —

Für verschiedene Zwecke:

Zu Ehren des hl. Joseph, durch Herder & Co. in München	fl.	10. —
Von H. aus Bamberg mit dem Ersuchen um Fürbitte für zwei Ungläubige	fl.	7. —
„Gelobt sei Jesus Christus"	*M.*	80. —
„In hon. B. Alberti" von A. D., Pfarrer	fl.	5. —
Durch Pfarrer Schell in Großenlüder	Thlr.	4. —
Immelstetten, durch Pf. H. G.	fl.	15. —
Aus dem schlesischen Isergebirge	Thlr.	3. 26 1/2 sgr.
Aus Agram ö. W.	fl.	8. 25 kr.
Ungenannt in G., durch Herder & Co. in München	fl.	3. —
Von C. B. in St.	Thlr.	50. —
Von einem Pfarrer der Diözese Augsburg	fl.	30. —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.